Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

48. Jahrgang 15. Dezember 1934 Nummer 24

Inhalt

Christ . . . . . Emma Müllenhoff
Schwere Weihnachtszeit . . . . . Martin Rade
Heiliger Abend – Christfest . . . . . Johannes Heinzelmann
Gedanken über das Weihnachtsevangelium . . Raimund Eberhard
Ludwig Richter und Wilhelm von Kügelgen (Schluß) . . . . . Walther Hoffmann
Das große Unmittelbare . . . . . Anna Schieber
Weihnachtsfriede und Kirchenstreit . . . . . Hermann Mulert
„Aller Wegen...“ . . . . . Paul Jaeger
Deutsche Missionsarbeit . . . . . Heinrich Frick
Winternacht . . . . . Karl Müller
Bücher von gestern und heute für morgen . . . . . Peter Gortner
Entdeckungsfahrten . . . . . Julie Schlosser
Der Maler als „Held“ . . . . . Gerhard Heine
Krieg im Frieden . . . . . Otto Hubele

Blick in die Welt
Aus Zeitschriften

Bücher und Schriften – Chronik – Verschiedenes – Versammlungskalender – Anzeigen

LEOPOLD KLOTZ VERLAG/GOTHA

Postverlagsort Stuttgart

Wichtige Neuerscheinungen

Josef Winckler

Der Alte Fritz

Ein niederdeutscher Volksmythus. In Leinen M 5.50

„Die populäre, legendenumwobene Figur des großen Preußenkönigs wird hier zum Mythus gestaltet. Als ein Volksdichter im tiefsten und geheimsten Sinne hat sich uns Josef Winckler mit diesem Werke erneut bestätigt.
Hannoverscher Kurier

Heinrich Lersch

Mut und Übermut

Geschichten. In Leinen M 4.80

Von Mut und Übermut erzählen diese neuen Geschichten des Dichter-Kesselschmieds, vom Auszug des Muttersöhnchens in die Welt, von Wanderschaft und Sehnsucht, von erheiternden Begegnungen mit Walzbrüdern, Herbergsvätern und Gendarmen, aber auch von allem Ernst und allen Wundern des Lebens, von seiner Schwere und seinem Reichtum.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Das schönste und preiswürdigste Geschenk für jede gebildete Frau und jedes erwachsene Mädchen ist die neue billige Ausgabe von

Ina Seidel

Das Wunschkind

2 Bände 1050 Seiten in Leinen geb.
101.–110. Tausend

6.50

In der Tat stehe ich nicht an zu erklären, daß es vielleicht als einziges von sämtlichen Frauenbüchern unsere Zeit überdauern und von Generation zu Generation weitergehen wird als ein Stück großer Literatur. Gabriele Reuter

In allen Buchhandlungen erhältlich

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

Wichtige Neuerscheinungen

Josef Ponten

Die Väter zogen aus

Roman. 552 Seiten. In Leinen M 6.80

Mit diesem Buche schenkt uns der Dichter einen neuen großen Roman innerhalb seines Epos „Volk auf dem Wege". Er erzählt vom Auszug und der Suche nach neuem Lebensraum. Ergreifende Kapitel deutscher Geschichte rollen sich in den Schicksalen deutscher Auswanderer vor uns ab.

Jakob Schaffner

Offenbarung in deutscher Landschaft

Eine Sommerfahrt 1934. In Leinen M 5.25

Das neue Buch des großen Schweizer Erzählers ist ein freudiges Bekenntnis zu Deutschland, zu seinem Volk und den in ihm wirkenden Kräften. Landschaft ist hier ein Lebensbegriff, ein Schicksalsbegriff. So ist dieses Werk kein Reisebuch im gewöhnlichen Sinne, sondern ein reiches und zuversichtlich stimmendes Bild deutscher Vergangenheit, deutschen Seins und deutschen Werdens.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Die neuen großen Romane

Ernst Zahn

Steigende Wasser

Roman. In Leinen M 4.80

Die Geschichte Peter Zumbachs, des Wirts vom Hospiz am Gemsenberg, des nimmer rastenden, tatkräftigen, schlichten und aufrechten Mannes, der in Hingabe seiner Heimat dient. Die besondere Befähigung Ernst Zahns, mit wenigen Strichen Menschen von Fleisch und Blut darzustellen, waltet auch in diesem Buch, das an Tiefe vielleicht manches seiner Vorgänger überragt.
Königsberger Allgemeine Zeitung

Rudolf Presber

Das Horn von Thurn und Taxis

Roman. In Leinen M 5.50

Eine warmherzige und liebenswürdig-heitere Geschichte des reifgewordenen Heimkehrers aus Amerika, dem das alte Posthorn von Thurn und Taxis als ein wehmütiges Symbol deutscher Sehnsucht zufällt. Zwischen den Zeilen schimmert noch vieles andere, Ungesagte hindurch von der wehmütigen Süße eines reichen und reifen Daseins. Die Literatur

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Die Christliche Welt

Protestantische Halbmonatsschrift für Gebildete aller Stände

BEGRÜNDET VON MARTIN RADE / HERAUSGEGEBEN VON HERMANN MULERT

Nr. 24 **Gotha, 15. Dezember 1934** **48. Jahrgang**

Inhalt: Christ [Sp 1113] — Schwere Weihnachtszeit [Sp. 1113] — Heiliger Abend — Christfest [Sp. 1115] — Gedanken über das Weihnachtsevangelium [Sp. 1115] — Ludwig Richter und Wilhelm von Kügelgen [Sp. 1116] — Das große Unmittelbare [Sp. 1123] — Weihnachtsfriede und Kirchenstreit [Sp. 1125] — „Aller Wegen . . ." [Sp. 1127] — Deutsche Missionsarbeit [Sp. 1137] — Winternacht [Sp. 1139] — Bücher von gestern und heute für morgen [Sp. 1139] Entdeckungsfahrten [Sp. 1141] — Der Maler als „Held" [Sp. 1144] — Krieg im Frieden [Sp. 1144] — Blick in die Welt [Sp. 1145] — Aus Zeitschriften [Sp. 1148] — Bücher und Schriften: Franz von Assisi (Thode); Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach; Schiller (Schneider); Goethes Eckermann (Houben); Der ewige Gotthelf (Günther); Rumänien (Hielscher); Die Seele der Pflanze (Conrad-Martius); Deutscher Geist (Lange und Dreyer); Balladen der Zeit (Dreyer und Jenssen); Die Frau auf Holm (Blunck); Der Nachtwächter Gottes (Friedrich); Der Schuhmacher Gottes (Bohner); Das große Vorbild (Rauch); Dichter, Volkstum und Sprache; Die tröstliche Begegnung (Seidel); Der Eremit (Pauli); Germanisches Märchenbuch (Wolf); Mit dem weißen Segel! (Hesselbacher); Licht, Liebe, Leben (Mensing); Sein Weihnachtsabend und andere Weihnachtsgeschichten (Oeser); Weihnachtsfreude (Onnasch); Die rettende Stund (Jaeger); Fröhlich soll mein Herze springen (Bach); Aus Zeit und Überzeit; Aus dem Weihnachtsliederbuch (Schieber); Land ohne Tränen (Schnack); Das Riesenspielzeug (Strauß); Heimgang in Flandern (Kramer); Das Herz spricht (Schröer); Kampf um die Wildnis (Tolten); Der Erbe (Raschke); Der singende Fisch (Schaumann); Die Fahrt zu den Vätern (Brües); Der Ruf der Göttin (Robakidse); Der Sohn des Heiligen (Bonus); Sonne über Deutschland! (Prellwitz); Der Apfel in der Kirche und andere Geschichten (Ullmann); Levantepott im Mittelmeer (Helbig); Die Bergmanskinder (van Nes-Ulikens); Deutschland, ich komme! (Enderling); Joes Abenteuer im wilden Westen (Berghoff); Achtung! Achtung! Hier ist der kleine Muck! (Alexander); Durchbruch; Gedanken sind Kräfte (March); Handreichung zur täglichen Morgenwache; Morgenwache; Gang zum Krippelein (Hensel); Weihnachtslieder für Klavier (Ameln); Alte Weihnachtsmusik für Klavier (Baum); Die heilige Weihnachtsgeschichte (Hummel); Weihnachtsspiele und -bücher (Bockemühl); Kalender 1935; Briefe an Cotta; Isländerbuch (Bonus); Thule (Reichardt); Die Religion der Aegypter (Erman); Hindenburg (Schultze-Pfälzer); Hindenburg als Christ (Irmer); Wohin führt uns Jesus Christus? (Paquet, Garvett, Fuchs); Das deutsche Herz (Mirbt); Die deutsche evangelische Pfarrfrau (Werdermann); Wilhelmine von Hindenburg (von Besser); Sieben kleine Heimatlose (Fittinghoff); Rasmussens Thulefahrt (Rasmussen); Nourraine (Neumeyer); Briefe eines baltischen Idealisten (Werner); Eia Weihnacht; Grenzlandkirche (Michaelis); Das ewige Gotteswort (Müller); Deutschlandreisen in alter Zeit (Heilbronn); Wir gehen dahin (Ihlefeld); Der Augenblick (Gmelin); Ein Weihnachtslied (Schröder); Die hellste Nacht (Hofer) [Sp. 1149] — Chronik [Sp. 1160] — Verschiedenes: Deutsche evangelische Kirche; Zum Jahresende [Sp. 1164] — Anzeigen.

Christ

Tönt ein Glöcklein aus des Tales Grund,
Gibt das zarteste Geheimnis kund,
Fallen jubelnd alle Glocken ein:
„Christ ist Herr, die Ehre ihm allein!"

Ueber's Feld hin tragen sie das Wort
Von dem Kinde, das ein Friedenshort,
Von dem Streiter, der im Kampf besteht,
Von dem Helden, der zur Klarheit geht.

Von dem Gottessohn, der dem Gebot
Seines Vaters folgt in Nacht und Tod,
Von dem Manne, der an sich nicht denkt,
Weil er tausendfach sich uns geschenkt!

Rings der Erdengrund erzittert leis,
Und die Sterne flammen auf im Kreis,
Wie ein Goldglanz liegt's auf Wald und Rain:
„Christ ist Herr, die Ehre ihm allein!"

Emma Müllenhoff

Schwere Weihnachtszeit

Und es wird ein Schwert
durch deine Seele dringen.
Luk. 2, 35.

Dieses Wort steht auch in der Weihnachtsgeschichte. Wir überhörten es immer, weil der Gesang der Engel „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden" uns zu mächtig durch die Seele klang. Aber vielleicht ist Zeit, darauf zu horchen. Es steht in dem Segen Simeons, den er zu Maria sprach: „Siehe, Dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehn Vieler in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird (und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen), auf daß Vieler Gedanken offenbar werden."

Darüber ließe sich manches sagen aus vergangnen Zeiten. Aber wir leben eine Gegenwart, die uns schwer in Anspruch nimmt. Das Kindlein, dessen Geburtstag wir feiern wollen, ist ein Mann geworden, ein Held der Geschichte und ein Herr seiner Kirche —: ist es nicht wieder so, daß ein Schwert durch unsre Seele geht, wenn wir sein gedenken?

Wir sind ja viel gewohnt in der Christenheit. Feindschaft von außen, Zwiespalt und Streit drinnen. Wir wollen nicht vergleichen. Das Alte ist vergangen. Oder vielleicht nicht? Haben wir uns nur zu sehr daran gewöhnt? Und der Fehler wäre genau eben der: es ist nicht Alles neu geworden?

Gleichviel, der heutige Tag, das heutige Weihnachtsfest muß seine Last tragen. Und da haben wir nun die große Zerrissenheit unseres Kirchenvolkes, unseres christlichen, evangelischen Volkes. Wenn nur nicht eben an der Stelle, an der für uns evangelische Deutsche doch unser Herz schlägt, wo die Quelle unsrer Kraft fließt, eine schwüle Luft drückend lastete und alle Zuversicht hemmte! Wir leben wie unter einer dicken Nebeldecke; ringsum Gegnerschaft, die darauf lauert, wie lange wir es noch machen; drinnen verbrauchen wir unsre halbgelähmten Kräfte zum häuslichen Krieg und wissen kaum, worum.

Streit kann Leben bedeuten. Wer will richten? Vielleicht ist der jetzige Zustand unsrer Kirche ein beneidenswerter Zustand. Ein Sichbesinnen und Sammeln. Ein Hören und Horchen auf Gottes Stimme, die eben jetzt uns etwas zu sagen hat. Ein Bekennen, Opfern und Leiden, wie es Christen zukommt. „Stirb und werde!" Aber vielleicht sind doch Geister unter uns lebendig, Rottengeister, Dämonen, die auch das, was in Christi Namen angefangen ist, nicht lassen in Christi Sinne zu Stand und Wesen kommen. Wahnsinnige Zwietracht drinnen, wo der Feind doch draußen vor den Toren steht.

Ich denke schon, daß der Kampf drinnen ausgefochten werden muß. Gott gebe, in Freiheit und mit den Waffen des Geistes. Aber wenn das für uns doch heißt, daß Christus seine Sache führen wird und „herrschen mitten unter seinen Feinden" (Psalm 110, 2 — wie oft hat sich Luther dieses Spruches getröstet —), so bleibt es doch eine ernste, schwere Weihnachtszeit, die wir jetzt erleben. „Es wird ein Schwert durch deine Seele gehn."

Wohl. So sei Christus doch für uns nicht ein Fall, sondern ein Auferstehen. So sei er unter aller Verwirrung und Verirrung der Menschen und Meinungen der Mittelpunkt, das Zentrum, worauf allein wir schauen, unser Führer, der in Sachen des Glaubens allein für uns in Betracht kommt, ja für alle Menschen da ist — wie es in demselben Segen Si-

meons heißt: „ein Licht, zu erleuchten die Heiden und zum Preise seines Volkes Israel."

Und das Licht scheinet mitten in der Finsternis (Joh. 1, 5), und die Nebelschwaden können es nicht ersticken. Das Schwert in der Seele, harren wir doch aus in der Schlacht und hören deutlich die Siegesklänge aus der Ferne. Totschlagen konnten sie einst unsern Jesus, aber er lebte, und totsagen können sie ihn heute noch, aber er lebt. „Vieler Gedanken" werden heute offenbar, daß einem angst und bange darüber werden könnte. Aber auch die ewigen Gottesgedanken werden uns täglich aufs neue offenbar, wenn wir nur die Augen aufmachen vom Schlaf. Weil wir im täglichen Leben zu träge sind, um darüber jeden Morgen neu zu erstaunen und uns von früh bis abends erquicken zu lassen von den Fluten des ewigen Lichts, kommt plötzlich das liebe Weihnachtsfest, einmal im Jahr, und zündet uns die kleinen Lichter am Christbaum an. Und das Schwert in der Seele schmerzt wohl noch, aber man kann auch Schmerzen vergessen über einer großen Freude. „Siehe, ich verkünde euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren, welcher ist Christus, der Herr, in der Stadt Davids."

R

Heiliger Abend

„Licht in die Welt! — Laßt brennen alle Kerzen,
Laßt alle Finsternis durchleuchtet sein!"
Ach, fiele nur ein winzig kleiner Schein
Von Lieb und Hoffnung in vergrämte Herzen!

Christfest

„Also hat Gott die Welt geliebt" — o Hand,
O Retterhand, die sich vom Himmel senkt
Und ein verschmachtet Kind am Wüstenrand
Mit kühlem, klarem Lebenswasser tränkt!

J H

Gedanken über das Weihnachtsevangelium

Weihnachten, „das Fest des deutschen Gemüts". So hört man's wohl sagen. Ja, aber was ist Gemüt? Was ist „das Fünklein der Seele", wie Meister Eckhart es nannte? Gemüt, ein Wort, für das es in fremden Sprachen kaum einen voll entsprechenden Begriff gibt. Und was ist dann „die Kraft des Gemüts", von der man heute auch so gerne redet? Und doch begegnet man wiederum in anderen Kreisen nur einem Achselzucken, wenn man von „Gemüt" und „Kraft des Gemüts" spricht. Gar viele unserer Zeitgenossen sind — oder besser waren, denn mit der Revolution von 1933 ist es in dieser Hinsicht besser geworden — so eingefleischte Verstandesmenschen, so ausgesprochene Intellektualisten, daß sie einer Vorstellung wie der von der Kraft des Gemüts entschieden ablehnend, ja wahrhaft widerwillig gegenüberstehen. Diese Geistesrichtung war um die Wende des letzten Jahrhunderts bis in die Zeit vor dem Kriege hinein so allgemein verbreitet, und sie trat derart herausfordernd mit der Miene der Unfehlbarkeit hervor, daß sich das arme Gemüt verschüchtert im Winkel verkroch und schier nur noch ein Schattendasein zu führen schien. — Da brach der Weltkrieg aus, überall lohte in Deutschland die Begeisterung auf, und nun holte man „Fichtes Reden an die deutsche Nation" hervor und stärkte seinen Mut an dem Fichte-Wort: „Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft." — Da, da mit einem Male erlebte man lebendig Wesen und Wirklichkeit der Kraft des Gemüts, und selbst die, welche heute da, wo es sich um Religionsfragen handelt, die Kraft des Gemüts anzweifeln, selbst die priesen damals die Kraft des Gemüts und erhofften von ihr den Sieg. Also muß doch wohl etwas hinter der Kraft des Gemüts stecken, und in ihr eine Wirklichkeit zutage treten, die wirklicher und wirksamer ist als alle ausgeklügelten Künste und Berechnungen des Verstandes. Nun, ich frage: ein großes Kunstwerk — etwa die erhabenen Dome des Mittelalters, oder Goethes Faust, oder Beethovens Neunte Symphonie, oder Dürers Apostelgestalten —, wird solch ein Kunstwerk vielleicht „gemacht", d. h. nüchtern errechnet, raffiniert ausgeklügelt, handwerksmäßig aus Teilen zusammengefügt? Ich denke: nein und abermals nein; bis jetzt haben noch alle großen Künstler von sich bekannt, daß sie ihre Schöpfungen wie ein Geschenk von oben ansahen, das sich in ihr Gemüt auf eine ihnen unbegreifliche Weise hineingesenkt hat, und womit sie im Zustand seligster Verzückung befruchtet sind, auch sie „überschattet von der Kraft aus der Höhe", entzündet „vom Heiligen Geiste". So ist es vor allem ein Goethe gewesen, der dies zeit seines Lebens immer wieder bekannt hat, in Ehrfurcht sich beugend vor den allwaltenden Mächten. Ja, es ist noch immer so gewesen: alles Große und Fruchtbringende, was je und je unter Menschen erschienen und von ihnen geschaffen ist, es ist hervorgewachsen aus der feuerglühenden Seele und nicht errechnet von dem kühlen, nüchternen Verstande. Und so sind auch alle Weisen, Seher und Propheten, Religionsstifter und Heilige nicht Narren und Dümmlinge gewesen, sondern Gottbegeisterte, die da schauten in Kraft des Gemüts in die Tiefen der Gottheit, und die so Licht zutage förderten, das Jahrhunderte und Jahrtausende erleuchtet und ungezählten dunklen, irrenden und bekümmerten Seelen Licht, Trost, Kraft geschenkt hat. „Durch die Begeisterten" — sagt Fichte in seiner „Anweisung zum seligen Leben" — „die Religiösen, Weisen, Heroen, Dichter, ist alles Große und Gute in die Welt gekommen." Und so war ihr Licht nicht das kümmerliche Licht einer Pfennigskerze zu praktischem Hausgebrauch oder das blendende Licht einer elektrischen Bogenlampe zu nützlich-technischem Betrieb, sondern sie deuteten durch ihr Himmelslicht den Menschen sein eigenes Wesen und erhellten ihm alle dunklen und quälenden Fragen des eigenen Seins, daß er voll Vertrauen und Zuversicht seine Fahrt wagte über das weite, stürmedurchtobte, unergründliche Meer des Lebens, und getreu blieb bis ans Ende, Tod und Teufel nicht fürchtend und unbekümmert um Not, Sorge, Zweifel und Verzweiflung. Das, sage ich — ist die Kraft des Gemüts.

Und aus ihr sind auch jene alten wunderbaren Geschichten hervorgewachsen, die uns die Weihnachtsbotschaft künden. Nicht irgendeine historisch beglaubigte Tatsache überliefern sie uns; sie wollen etwas ganz anderes. Jene schlichten, einfachen Männer aus Galiläa hatten das Wunder aller Wunder geschaut, Jesus von Nazareth, sein Leben, sein Reden, sein Wirken, sein Leiden und Sterben, und nun wissen sie: er ist nicht tot, er lebt, und aus tief ergriffenem Gemüte, aus der Glut der Begeisterung künden sie stammelnd von dem ewigen Lichte, das da der Welt einen neuen Schein gibt. Sie sehen den Himmel offen und schauen das Wesen der Dinge, ihre Schauungen aussprechend in jenen wunderbaren und doch schlicht innigen Weihnachtsgeschichten. Und so wollen eben diese so ganz von deutscher Gemütskraft erfaßten, eingedeutschten Weihnachtserzählungen uns gegenüber dem Trug der Oberfläche auf ihre Weise Wahrheit und Wesen offenbaren und gegenüber allem irdischen Licht zeugen von dem ewigen Licht, von dem allein aus unser Erdenleben hier im Reiche der Zeit und der Vergänglichkeit, all unser Sehnen und Streben, Wirken und Schaffen, Sehnen und Sinnen, Fürchten und Hoffen Sinn erhält, und wir Menschen begreifen, daß wir göttlichen Geschlechts sind, erschaffen nach Gottes Bild, Kinder Gottes.

Schwerin Raimund Eberhard

Ludwig Richter und Wilhelm von Kügelgen

4

Als Richter den Brief vom 3. 7. 1835 schrieb, erwartete er „täglich" seinen intimsten römischen Freund, Maydell, aus Dorpat. Ueber diesen Besuch berichtet er ausführlich in seinen Lebenserinnerungen. Wovon aber unser Brief noch nichts ahnen läßt, das trat bald nach Maydells Abreise ein: die „sieben mageren Jahre des Pharao", nämlich die Meißener, gingen zu Ende. Die Ereignisse folgten jetzt Schlag auf Schlag: die Aufhebung der Meißener Zeichenschule Ende 1835, Richters Uebersiedlung „mit Weib und Kindern und allen Habseligkeiten" nach Dresden im Frühjahr 1836, „sobald die

ersten Lerchen schwirrten", und seine Anstellung als Professor (und Nachfolger seines Vaters) an der Kunstakademie für Michaelis 1836. Ende Februar und Anfang März hatte Kügelgen ihn und die alten Freunde Berthold und Peschel in Dresden wieder besucht. Im Sommer 1836 aber traf in Richters Leben ein Ereignis ein, das für sein weiteres Schaffen von entscheidender Bedeutung werden und ihn auch alsbald zu seinem Freunde nach Ballenstedt führen sollte. Das war Richters Verbindung mit dem Verleger Georg Wigand in Leipzig, die später seine Tätigkeit für den Holzschnitt inaugurierte, zunächst aber seine Mitarbeit an den Landschaftszeichnungen für das zehnbändige „Malerische und romantische Deutschland" zur Folge hatte; sie wurden dann

Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Hans Klassen

Heppenheim a. d. Bergstraße

Der Eremit Bd. 1 u. 2. Von Ebba Pauli. Aus dem Schwedischen, Neuauflage gleiches Format! Bd. 1 geb. RM. 3.—, leinen RM. 3.60 (4. Aufl.); Bd. 2 geb. RM. 3.60, leinen RM. 4.20. Auszüge: „Der Wanderer" aus Bd. 1 und „Der Holzhauer" aus Bd. 2 je 75 Pfg. fein gebd.

Hoch oben in der Einsamkeit wohnt der Eremit, gottinnig, weise und voller Liebe zu den Mitmenschen. Zu ihm hinauf steigen die Menschen mit ihren Nöten, oder er steigt zu Kranken und Verzweifelten ins Tal hinab. Was er mit den Suchenden spricht, das ist tiefe, innige Gottesweisheit und mit ihrer immer wiederkehrenden Mahnung zur inneren Stille gerade unserer Zeit von besonderem Werte. Man darf die kurzen, feinen Erzählungen nicht dogmatisch pressen und nach althergebrachten frommen Formulierungen prüfen. Vielleicht haben sie uns gerade deshalb eine so befriedigende, innige Botschaft zu künden, bei der wir aufhorchen und innerlich froh werden.

„Bannerträger" Zürich.

Die kleinen Erzählungen sind im schlichten klaren Legendenstil geschrieben und erheben sich in einzelnen Darbietungen auch dichterisch zu kleinen Kunstwerken. Man möchte wünschen, daß das stille, kleine Buch, von dem nicht in gefühlsseliger, sondern in gesunder, tapferer Weise das Gute ausgeht, in viele Hände gelegt werde! „Die Garbe", Basel.

Kerngesund, lauter treu und wahrhaft fromm sind diese feinen, in der Form so anspruchslosen Geschichten. Sie laden zu stiller Einkehr förmlich ein und beschenken belastete, im Kampf mattgewordene Menschen mit neuer Freude, neuem Glauben. — Den Eremiten, der so gar kein weltferner Schwärmer, geschweige denn Büßer, sondern ein lebensweiser, hilfreicher Freund der Menschen ist, wird niemand wieder vergessen, der ihm einmal begegnete! Schwäb. Merkur. Prof. Ströle, Stuttgart.

Man könnte diese Geschichten Lichter und Lieder der ewigen Liebe nennen. Ich sehe Menschen vor mir, wie sie sind, wenn sie die Bergpredigt ausleben. Weg vom Sturm und Betriebmachen unserer Zeit stehen diese Menschen vor Gott, holen hier ihre Kraft und tragen nun die stillen Leuchtfeuer Gottes in ihrem Herzen und Leben. Jede einzelne dieser Geschichten wird zum persönlichen Erlebnis und gestaltet in uns selbst irgendwie neues Erleben.

Christl. Volksfreund, Stuttgart.

Ein feines, tiefes Buch ist „Der Eremit". Kurze, ernste Geschichten um einen ehrwürdigen Einsiedler, der zum Vater einer ganzen Landschaft geworden ist und eine seelische Heimat seinen Freunden gab. Von ihm strahlt das aus, was man die Heimkehr zum Ich nennen möchte.

„Wille zum Reich". Folge 6.

Zu beziehen durch: Buchversand Neu-Sonnefelder Jugend Heppenheim, Bergstr.

dorfer Bendemann und Hübner 1838 nach Dresden berufen wurden und andere ihnen nachfolgten, trat er mit ihnen in freundschaftlichen Verkehr. Als er in den vierziger Jahren in Holzschnitt- und Radierwerken, also in zeichnerischen Werken ihr Mitarbeiter wurde (Ammenuhr 1843, ABC-Buch für kleine und große Kinder 1845, Deutsche Dichtungen mit Randzeichnungen deutscher Künstler 1849—1850), ward es ihm beschieden, sie, die er im vorliegenden Briefe so hoch bewundert, allesamt zu übertreffen. Es folge nun der Brief mit eingestreuten Bemerkungen.

Lieber Freund, obwohl Berthold meint, einem so lieben Freunde, wie Du bist, möchte er nur in einer recht gemüthlichen Stunde schreiben, und ich das auch bejaht habe als wünschenswerth, so scheint es bei meinen Schreiben doch allemal entgegengesetzt zu gehen; denn wir laborieren hier sammt und sonders, ich, Frau, Kinder, Schwester, sogar die Magd an der Grippe, und dies ist einigermaßen ein ungemüthlicher Zustand. — Aber die halbe Stadt ist krank, und die Witterung so lau und naß, daß es wahrscheinlich noch ärger werden wird.

Vielleicht hast Du schon gelesen, daß die Düsseldorfer Bilder, namentlich der Jeremias von Bendemann und die Hussitenpredigt von Lessing, die Weihnachts- und Neujahrswoche hier ausgestellt waren. — Du kannst Dir kaum vorstellen, welche Wirkung diese [illegible] Künstlern und Publicum machte. Lessings Bild [illegible] genialste gehalten, Bendemann zog aber länger an, [illegible]tand wohl auch ergreifender war. Ein drittes Bild, [illegible]kam, war „Der Lobgesang der Mirjam nach dem [illegible]s rothe Meer" von Köhler. Die sogenannten Kunstk[illegible]ten es, der kleine bekannte Künstlerkreis setzte es [illegible] des Strebens über die beiden ersten, obwohl es [illegible]et und glänzend in der Darstellung war. Eine [illegible]er Frauen und Jungfrauen kam im raschen freudi[illegible]n Hügel herauf, mit Harfen und Zymbeln lobend [illegible]ie Mirjam war in Gang, Bewegung, im Ausdruck [illegible]) der ganzen Geberde eine raphaelische Schönheit, [illegible]ten Augen, aus denen die erhabenste Freude, die [illegible] Herrn strahlte; indeß die anderen mehr ihre Freude [illegible]ng zu erkennen gaben. In der Tiefe das brausende [illegible]ter verschlingend, Moses und Aron am Ufer.

[illegible]r fast täglich vor den Bildern zu treffen, überhaupt [illegible]ammelplatz der feinen Welt, und fast übervoll, was [illegible]enkasse zu Gute kam, da die Einnahme über [illegible]rug.

[illegible] der Hauptbilder verstummte wohl jedes Urtheil, [illegible]: bewundern, und immer neue Schönheiten, beson[illegible]ik, hervorsuchen. Später aber, besonders aber bei [illegible] von Kupfern und guten Litographieen nach Bende[illegible]er Cornelius, Overbeck, Kaulbach (von dessen Gei[illegible]gmente eines Stiches, von Thäter, hergekommen [illegible]. wir uns doch gestehen, daß, was den Kern der [illegible]n Letzteren bei weiten mehr zu finden sey. In der [illegible]t den Düsseldorfer Häuptern aber der erste Rang, [illegible]ehr ist, auch in dem tiefsten Eingehen und Karäkte[illegible]r Seelenzustände. Köpfe, wie die Mutter mit dem [illegible]emann und wie der Hussitenprediger, gehören ge[illegible]zten Meisterstücken der Kunst.

[illegible]zt angeführten Sätzen, wo Richter anscheinend [illegible]ß, wie er seine alten Freunde, die Nazarener, [illegible]en Kunstwoge schützen soll, meldet sich sogleich [illegible]ig, beim ersten Erscheinen der Düsseldorfer, der zweier Kunstepochen, der im Ausgang [illegible]Jahre, als die Düsseldorfer fast allein das Feld [illegible]die Dresdener Künstler und Kunstfreunde ge[illegible]ei Parteien spaltete. Doch es folgt nun in [illegible]f ein äußerst humorvoller Abschnitt:

[illegible]Leuten plötzlich eingefallen, hier — weil kein Düssel[illegible]ien will — selbst eine Art Düsseldorfer zu fabrizie[illegible]etwa den Düsseldorfer Senf auch hier nach dem [illegible]t kann. Nämlich: das Zusammenarbeiten der Künst[illegible]thun haben, und man will uns jüngeren, selbständi[illegible]wie Peschel, Bähr, Oehme, ich pp.) ein Lokal geben, [illegible]genseitig in die Höhe bugsieren sollen. Ein Pavillon [illegible]war in Vorschlag, sie sollen aber jetzt ein anderes [illegible]z nicht welches, in Vorschlag haben. — Mir und [illegible]t wohl dabei zu Muth, denn wir werden es nicht [illegible]ten, wenn an uns eine Aufforderung entgeht, sehen [illegible]: viel unbequemes und stöhrendes, und sehr wenig

[illegible] Glück nichts daraus geworden. Jene „Leute" [illegible]n, daß man leibhaftige Düsseldorfer herbeischaf[illegible]nn man ihre Kunst am Ort haben wolle, und so [illegible]) die schon erwähnten Berufungen. Daß aber [illegible]der als Maler immer ein Landschafter gewesen [illegible] ist, in seiner eigenen Kunst von jenen neuen Einflüssen nicht unberührt blieb, als er dort auch Landschaften von Schirmer u. A. sah, zeigt der nun folgende Abschnitt seines Briefes:

Das Betrachten der Landschaften von Schirmer, Kökök und Pose hat mir übrigens ein Licht aufgesteckt über eine Betrachtungs- und Auffassungsweise der Natur, wofür ich gar sehr dankbar bin; ich habe auch auf frischer That ein Bildchen gemahlt, ein klarer Bach unter Erlen, dessen Kiesgrund die liebe Sonne durchscheint,

daß man die Fische drin schwimmen sieht. Kinder im Hintergrunde, die Krebse suchen. — Es ist doch anders, auch in der Behandlung, wie früher.

Anstatt auf Linien, will ich zum Sommer mehr auf den Affekt, auf die Stimmungen der Natur achten, das Pulsieren des Naturlebens besser belauschen, und das mehr darzustellen trachten, weil darin, wie ich jetzt leider erst empfunden habe, die rechte Naturpoesie steckt.

Der gute, ehrlich bewundernde und willig lernende Ludwig Richter! Das Bild, das er meint, ist die „Gewitterstimmung", ein Motiv aus dem Triebischtal bei Meißen, jetzt in Dresdner Privatbesitz (v. Mayenburg). Das hat er also nach jener Düsseldorfer Ausstellung im kahlen Winter gemalt, nach Skizzen oder bloßen Erinnerungen aus seiner Meißener Zeit. Er hatte ja ein erstaunliches Formen- und Farbengedächtnis. Sonst hätte er auch nicht in Meißen seine herrlichen italienischen Landschaften malen können. Was nun jenes Bild betrifft, so findet der heutige Betrachter in der Tat Richters Worte bestätigt. Bisher entsprach gerade das Ausgehen auf „Affekte" und „Stimmungen", das sein Freund Oehme so sehr liebte, gar nicht seiner künstlerischen Art. Alle seine Gemälde bis zum „Gewitter am Schreckenstein" zeichnen sich durch jene Klarheit und Bestimmtheit der Linienführung aus, die er mit den Nazarenern gemeinsam hatte. Nun aber fing er an, freier und lockerer, tupfiger zu malen. Die „Ueberfahrt am Schreckenstein", die als nächstes Bild (1837) fertig wurde, ist koloristisch viel mehr auf „Stimmung" angelegt als jenes erste Schreckensteinbild. Die „Böhmische Hirtenlandschaft" (1841) mit ihren vielen Farbtupfen hat fast etwas Impressionistisches an sich. Unser Brief klärt uns nun über diesen Stilwandel auf: Richter hat auch einmal ein wenig gedüsseldorfert. Aber schon mit der „Genovefa" (1841) kehrte er zu seiner früheren, bestimmteren Art zurück.

Das Kunstthema erschöpft sich in dem Brief mit folgenden kurzen Sätzen, die die ersten Erfahrungen des jungen Dresdener Akademieprofessors aussprechen:

Scheinert kommt jetzt in meine akademischen Stunden, die mir übrigens wenig Freude machen. Sch. ist sehr fleißig, und hat etwas recht unverdorbenes, was hier selten ist, denn selbst mit den armen Jungens in Meißen war es lustiger, vertraulicher und auch wieder ernstlicher umzugehen; hier ist der Lehrer nur eine Art Popanz.

5

Der zweite Teil des reichen Briefes beschäftigt sich mit den religiösen Zeiterscheinungen. Mitteilungen über den Dresdener Pastor Wermelskirch, der offenbar zu Scheibels Anhang gehörte und heute vergessen ist, übergehe ich.[1]) Aber höchst wertvoll ist Richters Urteil über Scheibel selbst, den Begründer der lutherischen Separation nach der Errichtung der preußischen Union, der seit 1832 in Dresden lebte, nachdem er in Breslau seiner Aemter als Pfarrer und Professor enthoben worden war, und mit dem Kügelgen in diesen Jahren, zuerst persönlich und dann brieflich, in regem Verkehr stand, ja den er mit Roller zum Paten seines Sohnes Jobst erkoren hatte. Als Richter den Brief schrieb, war Scheibel bereits auch aus Dresden ausgewiesen und hatte in Bayern eine Zuflucht gefunden. Die Erwähnung von Scheibel veranlaßt Richter weiter zu einem ausführlichen Urteil über das „Junge Deutschland" (Heine, Herwegh usw.), einem Urteil, das man, noch dazu aus der Feder eines Nichttheologen, klassisch nennen darf; denn er sah scharf einige tiefere Ursachen jener literarischen Bewegung:

Am unbegreiflichsten bleibt es mir doch, wie in unserer Zeit Scheibel und sein Anhang ihre trefflichen Gaben durchaus nicht gegen den gewaltig aufstehenden gemeinsamen Feind wenden, sondern um Nebendinge rumohren, da die Hauptsache mehr als je gefährdet erscheint.

Denn das junge Deutschland hat gewiß mehr bewirkt, als Manche zugeben wollen. Denn die Kraft, welche die Massen bewegt, besteht am Ende weniger in der Tiefe einer Ansicht, sondern gerade in der allgemein verständlichen Oberflächlichkeit, sobald diese nur mit kühnen und glänzenden Worten die Stimmung der Zeit schonungslos ausspricht. Dadurch bekam ja schon der Rationalismus ein so großes Feld, der aber nur erst mit dem Christenthum mäkelte und abhandeln wollte. Die christliche Wissenschaft hob sich und schlug ihn; aber da der Rationalismus nicht aus einem Suchen nach Wahrheit hervorging, sondern eigentlich nur die dunkeln Triebe des fleischlichen Herzens auch innerhalb des Christenthums zu befriedigen trachtete,[2]) so helfen alle tieferen Gegenbeweiße nichts, sondern der Ausspruch: es ist mit dem Christenthum rein aus, weil es veraltet ist, es muß nun was Neues kommen, was unsern jetzigen Zeitbedürfnissen entspricht — diese Worte fanden Anklang in Hunderttausenden, weil es das Bedürfniß der Gebildeten und Rohen ist, endlich einmal des langen Haders mit der Bibel ganz los und ledig zu werden. Der Geist Gottes ist dieser Zeit ein Joch und unerträgliche Last, sie will des Teufels werden. Deshalb kokettieren die Schöngeister auch sämmtlich mit ihrem „dämonischen" Wesen, wie sie es nennen, und ein dämonischer Reiz u.s.w. in Kunstwerk oder sonst ist ihnen das höchste, weil es eine gewisse Tiefe zu haben scheint, nach der sich ihr äußerliches Wesen doch auch sehnt. Tiefe ist da freilich auch, aber Höllentiefe. Deshalb glaube ich mit Dir, daß wir vielleicht bald keine ächte Kunst mehr haben werden, und Leute wie Overbeck müssen eigentlich jetzt schon um Gottes Willen malen, wofür ihnen die Menschen nicht danken; müssen hie und da nach einem Beerlein greifen, wie solche, die Nachlese im zerstörten Weinberg halten.

So ist denn das Kunstleben auch eitel, und man freut sich dabei nur, daß man das räthselhafte Ding zum Theil wenigstens gefunden hat, das allein nicht eitel ist. Die schönsten Erdenfrüchte haben ihren Wurmstich und bitteren Nachgeschmack, und müssen durch ihr übles Beiwesen die alten Narren selbst immer wieder zur reinen Himmelsspeise treiben, die man sonst aus Verblendung zurücksetzen würde.

Bemerkenswert ist, wie prophetisch Richter hier sowohl die religiöse Verwüstung der folgenden Jahrzehnte als auch die seelische Entleerung der Kunst seit den sechziger und besonders siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts vorausgeschaut hat. — Endlich lenkt dieser schöne Brief zu den Harzerinnerungen zurück, und gibt zuletzt nochmals einen Einblick in das tiefinnerliche Ringen dieses Mannes, den vielleicht seine Natur veranlaßte, manches zu schwer zu nehmen, der aber doch eben aus wirklicher Tiefe seiner Natur litt und so aufrichtig wie Luther bekennen mußte: Wir sind Bettler, das ist wahr. Darum unterschreibt er sich auch, scherz- und ernsthaft zugleich, als Poveretto, als Aermster, wie sich in Italien die Bettler mit Vorliebe nannten:

Es ist doch ganz kuriöhs, daß ich seit einiger Zeit eine große Liebe für die Harzgegend gefaßt habe, die mir doch anfänglich gar nicht so sonderlich munden wollte. Jetzt giebt mir die Erinnerung einen lieblichen Genuß, und könnte ich nur so leicht abkommen von meinem akademischen Schafstall, so möchte ich wohl mit Oelfarben begabt etliche Gegenden durchstreifen. — Wie kannst du doch die schönen Buchwälder, die heimlichen Thälgen, die weiten Flächen und Hügel, und das gar prächtige Falkenstein zu allen Jahreszeiten besuchen! Wie schön muß das Frühjahr bei Euch seyn; ach und dabei kein Laut von Akademie und Kunstverein, statt dessen der schönste Vogelgesang und Blätterrauschen. — Ein einziger guter Dompfaff darf Dir von Kunst dann und wann etwas vorsingen. — Ach das ist unbeschreiblich viel Glück, und ich halte Dirs ein bischen vor, damit Du Dich von neuem darob freuen kannst, und Gott dafür danken. — Ich habe aber schließlich Dir mit gerührten Herzen zu danken für Deine viele große Liebe, die Du mir neuerdings in Deinem Briefe an den Tag legtest. Das Bild, das Geschenk für die Krabben, und Dein sehr freundschaftliches Anerbieten wegen der 100 Thaler. Gott hat aber selber geholfen, und mit meinen Dank wird Dir's der Herr segnen, als sey es geschehen. —

Vergieb mir Aermsten meinen elenden Brief, den ich noch mit schwehren Herzen zusammengeschrieben habe. Diesen ganzen verflossenen Sommer, Herbst, bis jetzt bin ich innerlich doch in einem unerbaulichen Zustande, und mein Herz steinern, strohern, ledern pp., ja ich komme mir oft vor, wie thumm- oder dummgewordenes Salz, das nichts mehr taugt, als daß es von den Leuten zertreten werde. Ich muß auf irgend einem Holzwege seyn, und seit Kurzen ist mir auch durch den Herrn etwas licht geworden. — Ich will aber das bischen Licht nicht gleich mit Dinte auslöschen, und kann Dir deshalb nicht davon schreiben. — Also nimm mich, wie ich jetzt bin, habe Geduld mit meiner Saumseligkeit, Leerheit, und all den elenden Bettel, an den ich so reich bin. Ich liebe und achte Dich mehr als ich sagen kann, und bewundere immer mehr, daß Du über mir die Geduld nicht verlierst. Darf ich Dich um ein Briefchen bitten? Sie sind mir immer wie Balsam aus Gilead. Wir alle grüßen Dich, mit Frau, Kindern und Deiner lieben Mutter viel tausend tausendmal. Dein Poveretto L. Richter.

6

In den Sommerferien 1837 machte Richter seine zweite Wanderung für das „Malerische und Romantische Deutschland", nämlich durch Franken. Vier Blätter aus seinem Skiz-

[1]) Später lutherischer Pastor in Erfurt.

[2]) Dieses Urteil über den Rationalismus ist natürlich völlig ungerecht, aber aus der Stimmung jener erweckten Kreise und überdies aus Ludwig Richters Laientum vollkommen erklärlich.

zenbuch von dieser Reise befinden sich in meinem Besitz. Der Sommer 1838 brachte endlich die dritte jener Fußreisen, durch das Riesengebirge, von der er außer den bestellten Zeichnungen das Motiv zu einem seiner schönsten Gemälde „Teich im Riesengebirge" (Nationalgalerie Berlin) mitbrachte. Unmittelbar vor dieser Reise ist der fünfte und letzte der erhaltenen Briefe geschrieben, nämlich am „28. Juny 1838". Er ist adressiert an „Sr. Hochwohlgeb. Herrn Hofmaler W. v. Kügelgen in Ballenstädt, Anhalt-Bernburg". Er ist abgestempelt am 30. Juni in Dresden, am 2. Juli in Halle, am 3. Juli in Bernburg. Zwei Ereignisse wirken in dem Briefe nach, ein persönliches und ein öffentliches.

Am 28. Januar war der lahme und immer mehr leidende Ferdinand Bertholdt in Dresden gestorben, um dessen „Kanapee" im Gasthof „zum blauen Stern" auf der Meißener Gasse sich seit zehn Jahren an so manchem Spätnachmittag der Freundeskreis, den wir nun kennen, versammelt hatte. Richter hat ihm in seinen Lebenserinnerungen ein schönes Gedächtnis gestiftet, auch nach seinem Tode eine von ihm begonnene Radierung zum Weihnachtsfest vollendet (ein sehr schönes und seltenes Blatt). Kügelgen schreibt von ihm nach seinem Tode an seine Mutter: „Er war vielleicht der wertvollste unter meinen Freunden."

Richters Brief beginnt nun:

Mein geliebter Freund, Erschrick nur nicht etwa, wenn Dir die Beilage mit Versen zuerst auffallen sollte, und glaube nicht, daß ich mich erdreistet hätte, Dich zu besingen, oder daß ich unsre Correspondenz, da sie meiner Seits in Prosa manchmal stokt, nun in Reimen fortsetzen wolle. Von alle dem Nichts. Laß Dir aber die liebliche und rührende Entdeckung eines kleinen poetischen Schatzes erzählen, der vor Kurzem Peschels, Oehme und mich überrascht hat. — In des heimgegangenen Bruder Bertholds Schreibpult fanden sich nämlich unter mehreren Heften, Auszügen pp. eine Sammlung Gedichte, die er im letzten Winter noch sämmtlich aufs Reine geschrieben und nach Kräften verbessert hat; Gedichte, deren größten Theil er in den letzten Jahren seines Lebens — einige auch früher — verfaßt hat, und die uns durch ihren poetischen Gehalt entzündet haben.

Dieser unerwartete Fund ist bezeichnend für Bertholds Charakter. „Seine Muse war ein schüchternes, fast menschenscheues Wesen", schreibt Richter in seinen Lebenserinnerungen. Er versteckte alles, was er zeichnete, selbst vor seinen intimsten Freunden. Und so hatten sie bei seinen Lebzeiten von seinem Dichten überhaupt nichts erfahren. Richter ergeht sich nun in seinem Briefe ausführlich über diese Gedichte, die er für sehr wertvoll hält, und bittet Kügelgen um Rat wegen ihrer Herausgabe, an der der Mutter Bertholds viel gelegen sei. Es ist wohl aus dem kleinen Unternehmen nichts geworden, so daß sich ein weiteres Eingehen auf die uns unbekannten Gedichte erübrigt. Interessant aber ist folgende anschließende Mitteilung:

Wunderlich ist mir übrigens das Urtheil mancher gebildeten christlichen Leute über diese Gedichte vorgekommen, die durchaus nicht wußten, was sie damit machen sollten, und sie wohl für halb Fisch und halb Fleisch halten mochten, und nur irgend hie und da ein biblisches Wort in denselben mit Beifall und guter Hoffnung betrachteten. Wo das Wort der Wahrheit in irgend eine andere Form, als die der erbaulichen Rede oder Predigt, sich offenbart, da erkennen doch so viele die Wahrheit nicht wieder. Bloß wenn sie in der Uniform einhergeht, neigen sie sich vor ihr; hat sie aber irgend ein Civilkleid an, so geben ihre Diener gar oft Feuer auf dieselbe, oder werden irre, ob es Freund oder Feind sey.

Auf diese feine, humorvolle Betrachtung über eine ernste Sache folgt noch einiges Persönliche. Peschel malte damals in Dittersbach (Sächsische Schweiz) in der Besitzung des Dresdner Barons von Quandt.

Der liebe Peschel und Frau grüßen Euch recht herzinnigst. Es sind rechte Goldleute, obwohl sie es nicht im Beutel haben, es müßte denn im Herzbeutel seyn. Er ist jetzt wieder in Dittersbach, und malt sein letztes Bild daselbst, das Märchen nach Göthe. Freitags kommt er herein, um seine Stunde zu geben, und geht Montag früh wieder hinaus. Sie suchen dem Herrn mit vielem Ernste nachzufolgen, und wir beide trösten und treiben einander, so gut es gehen will, fühlen uns aber recht allein. Du, lieber Freund, bists freilich noch mehr, — aber Du bist stärker, und weißt Dich besser darin zu schicken. Ich bin darin sehr ungeschickt. Gott bessere es! — Oehme, jetzt mein Hausgenosse, wird langsam klarer und ernster, und meint es sehr gut, und treibt mich eher durch manche seiner Schwachheiten vorwärts, als daß er die meinigen erkennte und mich darüber ausputzte. — Es ist sehr tröstlich, daß den Kindern Gottes auch Alles, groß oder ganz geringes Ding, zur Förderung und Wachsamkeit antreibt. Wer's nur verstünde, jedes Samenkörnlein, das Gott täglich und stündlich ausstreut, in einem recht feinen und guten Herzen aufzunehmen und zu bewahren; es müßt ganz gut um solch eine Seele stehen, und würde nie Mangel leiden.

Das öffentliche Ereignis, das sodann Richter in seinem Briefe beschäftigt, ist die damals erfolgte Absetzung des Pastors Stephani, der seit 1810 in Dresden ein strenges Lutherthum vertreten, sich aber schließlich sittlich verdächtig gemacht hatte und mit seinen Anhängern nach Amerika auswanderte, wo seine Bewegung ein schmachvolles Ende nahm. Auch Kügelgen hatte sich von diesem Manne stark imponieren lassen, und seine Enttäuschung war daher um so größer, so daß er an seine Mutter schreiben konnte: „Was mir der Stephanianismus in meinem Leben für Schaden getan, kann ich nicht aussprechen." Richters Aeußerungen über Stephan und einige seiner Mitläufer zeigen nun, daß auch er über das Enge, Ungesunde, ja Unwahrhaftige dieses „Luthertums" zu völliger Klarheit gekommen ist, ohne aber auf seinem eigenen Wege irgendwie sich beirren zu lassen. Daran schließt sich der höchst reizvolle persönlich gehaltene Schluß des Briefes. Die „kleine Lehnchen", Richters viertes Kind, habe ich selbst vor wenigen Jahren als Neunzigjährige, kurz vor ihrem Tode, noch kennengelernt.

Stephan, der Pastor, soll sich zur Abreise rüsten (nach Amerika), so auch viele seiner Gemeineglieder, die bereits ihre Grundstücke verkauft, und keine Lust haben, das Endurthel der Stephanschen Sache abzuwarten. — Böttiger hat eine Art Armenschule und Erziehungsanstalt errichtet, welche er durch Liebesgaben zu erhalten gedenkt. Er ist indeß selbst in die Schule genommen worden, und hat recht krank gelegen. Sein eifriges Schlesisch-Lutherthum hat sich ganz gelegt; er will von diesen engherzigen Treiben nichts mehr wissen. Heidle steht deshalb mit seinem kleinen Systemchen und Autoritätenglauben zwischen zwey Feuern, so salbungsvoll er auch noch vor Kurzem sein ächt lutherisches Glaubensbekenntniß bei jeder Gelegenheit aussprach.

Morgen früh mache ich eine kleine Reiße nach Böhmen mit zweyen meiner Schüler, und im August in das Riesengebirge. Frau und Kinderchen sind Gott sey Dank wacker auf den Beinen, weshalb ich auch viel Geld an den Schuhmacher zu zahlen habe; die kleine Aimée liegt von früh bis Abends im Garten; und wird braun wie ein Beduine.

Ich wollte noch einen Brief an Deine liebe Mutter beilegen, allein ich muß noch einpaken, und bitte deshalb einstweilen, wenn Du ihr schreibest, mich und Frau bestens zu empfelen. Trotz ihrer Entfernung hat sie zu unsern Erstaunen der kleinen Lehnchen das Jahrkleidchen zukommen lassen. Wir grüßen Euch alle recht innigst. Dein treuester L. Richter.

Zur Vervollständigung des Gesamtbildes mag noch folgen, was Kügelgen am 26. September 1842 aus Ballenstedt an seinen Bruder Gerhard schreibt:

Als ich neulich abends nach 10 Uhr mit Julchen nach Hause kam, sagte mir Minchen, drüben im Gasthofe seien drei Herren aus Dresden angekommen, die mich hätten hinüber bitten lassen. „Ob das nicht Richter, Peschel und Oehme sind?" sagte ich, aber Julchen meinte, so hoch würde es wohl nicht hergehen, denn wo sollten nun gerade diese drei zusammen herkommen. Ich ging hinauf in mein Zimmer, von wo ich einige Fenster des Gasthofs sehen kann. Da ging eine Gestalt im Zimmer auf und nieder, deren Profil, soweit ich durch mein Fernglas erkennen konnte, allerdings dem Freunde Oehme nicht wenig glich, doch war ich sehr ungewiß. Nach einiger Zeit tauchte eine andere Gestalt mit einer Pfeife auf, die dem kleinen Peschel ähnlich sah, da fing mir das Herz an zu pochen, aber ich war immer noch ungewiß. Endlich erhob sich gerade neben dem Lichte Freund Richter, wie er leibt und lebt, und nun steckte ich meinen Kopf zum Fenster hinaus, hielt zwei Lichter daneben, so daß ich prächtig beleuchtet war, und pfiff einen italienischen Gassenhauer. Zuerst bemerkte mich Richter, dann die andern mit Jubel, sie rissen ihre Fenster auf, und wir begrüßten uns für diesen Abend wenigstens aus der Ferne.

Den folgenden Tag blieben sie da, und wir gingen beim herrlichsten Wetter zusammen auf den Falkenstein. O wie war ich selig mit den Genossen der Jugend! Wir lachten und rauchten und klagten uns auch unsere Not. Auf der Burg angelangt, frühstückten wir in ritterlicher Halle Butterbrot mit Schlackwurst, fürchterlich lachend, weil Oehme witzig ist. Als wir uns erquickt hatten, ging das Zeichnen los. Um zwei waren wir fertig und ließen uns Gänsebraten, Salat und Birkenchampagner heraus ins Freie bringen. Nach Tisch ließen Richter und Peschel sich das Schloß zeigen, Oehme aber setzte sich wieder zum Zeichnen auf sein Feldstühlchen, und ich legte mich neben ihn ins Gras, ihm zusehend. Es war eine Wonne.

Aus Kügelgens Briefen an seinen Bruder erfahren wir endlich noch, daß Kügelgen noch zweimal die

Freunde sah, das eine Mal 1850 in Dresden, wo er mit Richter und Peschel „herrliche Stunden" verlebte, das andere Mal 1857 in Loschwitz, wo er „nach endlosem Steigen" Richter auf Sperlings Weinberg fand. „Es war gut, mit diesem trefflichen alten Freunde, der schon Graukopf ist, Kirschen zu essen und in die geliebte Gegend zu blicken." Dann holten sie Peschel ab, gingen hinunter an die Elbe in den Fährgarten, „aßen Butterbrot und Ziegenkäse wie sonst in den frugalsten Jugendzeiten und schwatzten bis zehn. Da kam das Pirna'sche Dampfboot. Ich umarmte die Freunde und ging an Bord".

Dies ist wahrscheinlich das letzte Wiedersehen gewesen. 1860 berichtet Kügelgen noch von einem Brief „von dem alten Herzensfreunde Ludwig Richter" und schreibt bei dieser Gelegenheit an seinen Bruder das zusammenfassende Freundesurteil:

Richter ist jetzt der Liebling des deutschen Volkes, das sich in seinem Besten und Allerheiligsten von ihm verstanden und durch ihn zum immer besseren Verständnis seiner selbst angeregt fühlt. Er selbst aber steht hoch auch über seinen besten Arbeiten als ein überaus liebenswerter und erquicklicher Mensch. Seine Briefe wehen mich immer an wie Waldesluft im Frühjahr.

Die fünf erhaltenen und hier mitgeteilten Briefe Richters dürften diesen Eindruck bestätigen. Sie sind in der originalen Orthographie, die keineswegs immer eine „Rechtschreibung" ist, hier wiedergegeben. Besonders mit dem Dativ, für den er fast stets den Akkusativ setzt, lag er in hoffnungslosem Kampfe, oder hatte vielmehr diesen Kampf längst aufgegeben. Die mitgeteilten Briefe füllen eine Lücke aus. Aus der Zeit von 1832 bis 1838 hat sein Sohn Heinrich im Anhang zu des Vaters Lebenserinnerungen nur einige Tagebuchblätter von der fränkischen Reise 1837 zu bieten. Die 1836 beginnenden Briefe Richters an seinen Verleger Wigand beschäftigen sich, freilich ebenfalls höchst reizvoll zu lesen, fast ausschließlich mit seinen Arbeiten. Aber als Lebensbekenntnisse des jungen Meisters stehen unsere fünf Briefe ganz für sich und lassen uns tiefer als alles, was uns bisher bekannt war, in sein inneres Leben während seiner Meißener und ersten Dresdner Jahre hineinschauen. Dieses innere Leben im Austausch mit seinen Jugendfreunden ist es, das nachmals auch in seiner Kunst die reichsten Früchte getragen hat.

Chemnitz Walther Hoffmann

Das große Unmittelbare

Wir sind nicht mehr unmittelbar. Bei allem, was wir tun, glauben, denken, müssen wir uns auf eine andere Meinung, auf einen Menschen, auf ein Buch, auf eine Lehre beziehen, sie sei alt oder jung. Das Ursprüngliche ist uns verloren gegangen. Das Kindhafte. Das ganz „Von-selber-sein".

Die Welt ist alt geworden. Hie und da fällt es ihr schreckhaft auf. Uns Deutschen ist es schreckhaft aufgefallen, daß wir religiös nicht mehr aus unseren Ursprüngen heraus leben, und wir suchen sie wieder auf, versuchen sie wieder lebendig zu machen. Aber auch diese Versuche sind nicht aus dem Unmittelbaren heraus gemacht, auch sie sind „Lehre", sind Wissenschaft, ehe sie Leben geworden sind.

Diejenigen aber, die sich aus Furcht vor dem Neuen, aus Sorge, es könnte falsch sein, zerstörend, an das Alte klammern, auch sie leben nicht aus dem Unmittelbaren heraus, auch sie müssen sich auf Beweise beziehen, auf Vereinbarungen. Man kann auch sagen: auf Bekenntnisse. Sie wagen es nicht, in ihre eigne Tiefe zu gehen, da, wo das Leben sich stets erneuert. Ich kenne einen Menschen, der muß seit einiger Zeit aus einem Trieb heraus die Leute seines Umkreises, seine Begegnenden fragen, ohne Veranlassung eigentlich, ohne direkten Grund: „Glaubst du an Gott? Ich meine nicht an irgendeine Lehre, ich meine: glaubt es in dir?" Er könnte auch sagen: „Lebt es in dir?" Er fällt damit auf. Die Leute greifen sich leise an die Stirn, lächelnd. Denn er scheint einen Sparren zu haben, wie man es heißt, wenn einer so etwas Ungewöhnliches, Unkonventionelles immer wieder hervorbringen muß. Aber es ist nur so, daß es ihm die wichtigste Frage ist, ob das Unmittelbare noch sei? Ob die Grundquellen noch fließen? alles andere dünkt ihm nebensächlich zu sein. Er meint, wenn die Quellen strömen, dann ergebe sich aus ihren Wirklichkeiten heraus ganz von selber das Wachsen und Früchtetragen, das Gemeinsame auch.

Was aber hat das alles mit Weihnachten zu tun? mit dem Fest, an dem wir Lichter anzünden und Gaben austeilen? an dem wir einmal im Jahr nichts mit dem Denken zu tun haben wollen, nur Freude haben und Freude machen? Es war einmal ein Mann, von dem erzählt ist, er habe unter die Disputierenden — sie stritten über Größenfragen, über Fragen der Macht im Geistigen — unter sie habe er ein Kind gestellt, gewissermaßen als darstellendes Beispiel, und habe gesagt, daß nur ein Kind — oder ein Mensch, der wieder Kind geworden ist — im „Reich" etwas zu bedeuten habe. Oder vielmehr, daß ein Anderer gar nicht darin eingehen könne, da er nicht darin zu leben vermöchte. Das ist der Mann, dem wir die Botschaft von der großen Unmittelbarkeit verdanken: „Gott lieben über alles und deinen Nächsten — denn er ist du selbst", du bist er und er ist du. Das ist der Inhalt aller seiner Worte; man mag sie ansehen, wo man will: sie halten die Probe aufs Exempel. „Vater", sagt er. „Meiner und eurer." Damit ist die Situation gegeben, die Situation der Kindschaft zum Leben, die Kindschaft zu Gott ist, und Bruderschaft zum Menschen. Sie ist gleicherweise für die Gebildeten wie für die Ungebildeten, für die Alten wie für die Jungen.

Sie schaltet alles Religionswesen aus, macht es zur grauen Theorie und zündet die Lichter am Baum des ursprünglichen Lebens an.

Ich habe neulich in einer Bahnhofshalle mitten im Trubel der Ankommenden und Abreisenden zugesehen, wie ein Kind, ganz allein für sich, singend auf und ab ging. Es ließ hie und da seine Augen zu den Eltern hingehen, die mit Bekannten redeten, dann versank es wieder in sein seliges Insichsein. Nach einer Weile ersah es ein anderes Kind, das schon lange verlangend zu dem Menschengeschwisterlein hinübergeschaut hatte, es war aber zu schüchtern gewesen, von sich aus anzuknüpfen. Das singende Kind kam zu dem zuschauenden her und nahm es an der Hand, und nun gingen sie selbzweit im Gewühl singend auf und ab: es war sonst nichts und Niemand da, die ganze Welt gehörte ihnen.

Unter der Gruppe der Großen war irgend etwas Verstimmendes, sie redeten heftig aufeinander ein, ich wußte nicht, was es sei. Da, nach einer Weile rührte die Mutter den Vater an: „Sieh einmal" und wies auf die Kinder hin. Und das Gesicht, das ärgerlich war, aufgerührt, hellte sich auf, fing an zu lächeln, sah die Mutter an und sah auffallend dem Töchterlein ähnlich, er wäre am liebsten mit den Beiden auf und ab gegangen, singend. „Er stellte aber ein Kind unter sie."

Wir feiern seinen Geburtstag. Wir wissen nicht sehr viel Sicheres über sein Erdenleben, und über das Wenige, das wir zu wissen meinen, hat man sich viel gestritten, hin und her. Aber das braucht uns nicht anzufechten; es ist nicht so sehr wichtig für uns; wichtig ist nur das Grunderlebnis, das für uns mit ihm zusammenhängt.

Es paßt so gut zu seiner Botschaft, daß wir seinen Geburtstag feiern, den Tag des kleinen, neugeborenen Kindes, um das wir uns sammeln, um selber wieder einmal Kind zu sein. Oder um zu sehen, was noch vom Kind in uns übrig geblieben ist.

Da seine Botschaft von der Kindwerdung redet, von dem großen Unmittelbaren, das den alten Menschen überkommen, ihm geschenkt werden kann: wie schön ist es, an diesem Tag, bei diesem Fest zu erleben, was später der Mann getan hat: „Er stellte ein Kind unter sie." Gott stellte das Kind in die Welt herein, unter alle die Streitenden, die Wissenden, die Habsüchtigen, die Gernegroße, die Intellektuellen, die Mutlosen, die Frommen, mitten in ihre Sorgen und Süchte hinein stellte er das Kind. Immer wieder, wenn das Fest gefeiert wird, ist dieses Kind in die Mitte gestellt.

Was für ein Glanz geht durch die Jahrhunderte von diesem neugeborenen Kinde aus. Es hat noch nichts geleistet, es ist nur da. Aber durch sein Dasein wurden vielen frommen Herzen viele selige Lieder geschenkt, die klingen durch alle Zeiten hindurch. „Es ist ein Ros' entsprungen, aus einer Wurzel zart" und „Nun singet und sei froh — — — unser Heil ist kommen, liegt in der Krippen bloß, leuchtet als die Sonne, in seiner Mutter Schoß".

Viele leuchtende Geschichten haben sich um dieses Kind gewoben: von den Hirten auf dem Felde, von den drei Königen aus Morgenland, von dem wandernden Stern und den singenden Heerscharen mit ihrer ewigen Botschaft an die friedlose Welt; viel fromme schöne Bilder sind von den Malern gemalt worden aus ihren Herzen heraus: immer wieder das Kind im

Schoß der Mutter in holdseliger Lieblichkeit; immer wieder die heilige Familie um die Krippe her mit Oechslein und Eselein, da auch die stumme Kreatur sich mit freuen soll, mit den anbetenden Hirten und auch mit den Kindern und Alten aus unserem Volk und aus unseren Tagen, die aus ihren Gassen und Häusern herkommen, um teilzuhaben an der großen Freude.

Viele schöne und fromme Legenden: sie brauchen nicht geschehen zu sein und sind dennoch so wahr, denn alle diese schönen Bilder und Geschichten, alle diese frohen Lieder kommen aus den Herzen, in die sich die Botschaft ergossen hat, das „kündlich-gott-selige" Geheimnis" von der Kindschaft zu Gott, und von der Liebe zu den Brüdern.

Wie könnten sie sonst malen und singen und dichten in so seligen Farben und Tönen und Worten, wenn es nicht in ihnen selber widerhallte von dem Licht, das „leuchtet in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht"? Sie haben die Botschaft des Mannes vernommen, darum preisen sie das Kind, das er einmal gewesen ist: daß es kam; daß es war.

„Er stellte ein Kind unter sie."

Und wir? Was tun wir?

Wir zünden wieder Christbäume an, wir singen wieder die Weihnachtslieder, wir schenken und lassen uns schenken, wenigstens Viele, die Meisten vielleicht tun das. Wir pflegen eine uns liebgewordene Tradition; von Kindesbeinen an haben wir so getan wie heute, und aller Glanz und alle Wärme und alle Dichtung aus dem Lande unserer Kindheit steht wieder auf, wenn wir den Geruch der Tannenzweige spüren, wenn wir im Schein der Lichter sind.

Es sind ja Gott sei Dank immer wieder Kinder unter uns hineingestellt, und wir können an ihrer Freude messen, wie groß oder klein unsere Wichtigkeiten sind. Und an diesem Abend achten wir sie auch nicht so hoch; das Kind in uns will sein Recht haben.

Aber wir sollten nicht vergessen, daß es durch alle unsere Tage mit uns gehen muß und auch geht, wenn das Kindsein wahr geworden ist: das ganz ursprüngliche, ganz unmittelbare Leben und Atmen in der Welt des Reiches, das mitten durch alle anderen Reiche hindurchgeht, unsichtbar, aber nicht unerlebbar, von dem der große Bruder, der einmal das Kind in der Krippe gewesen ist, gesagt hat: man könne „anders nicht hineinkommen".

Stuttgart-Degerloch Anna Schieber

Weihnachtsfriede und Kirchenstreit

Wir haben vier Kriegsweihnachten erlebt. Viele haben sie tapfer ertragen, sie auch (ohne Leichtsinn) fröhlich zu feiern vermocht. Wir sagten uns: Kriege mit den Waffen hat das Christentum in fast zweitausend Jahren noch nicht hindern können, mag es sie auch gemindert haben. Aber jetzt ist Krieg in der Kirche, in unserer Deutschen evangelischen Kirche. Und es ist heute, Anfang Dezember, wenig Aussicht, daß es bis Weihnachten besser wird. Geschähe es doch, wie wollten wir uns freuen! Aber wir müssen uns darauf einstellen, daß der kirchliche Zwist 1935 weitergeht. Und wenn er länger andauert, wird er unvermeidlich bei denen, die nicht gleichgültig zur Seite stehen, schärfer.

Kirchenpolitische Betrachtungen in Zeitschriften anzustellen ist heute verboten. Um solche handelt es sich hier auch nicht. Sondern ganz schlicht um die Frage dieser Weihnachtszeit. Was braucht unser Volk und unsere Kirche, wenn sie die Kirche der Weihnachtsbotschaft bleiben will, der Botschaft: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden", Friede wenigstens in den Herzen Vieler, da doch in der Welt kein voller Friede sein kann? Müßte der Friede, den Christus bei Johannes seinen Jüngern nicht nur versprach, sondern, wie er sagt, gab, sich nicht vor allem in unsrer Kirche auswirken, in der Art, wie wir unsre kirchlichen Meinungsverschiedenheiten erledigen? Freilich sind Frieden und Freundschaft um so leichter zu gewinnen, je freier und offener die Aussprache ist. Aber auch soweit sie das zur Zeit nicht sein kann, bleibt uns die Frage aufs Gewissen gelegt: Gehört ihr zu den Friedestiftern? (So ist das Wort am Anfang der Bergpredigt zu übersetzen, das Luther mit „die Friedfertigen" verdeutschte.)

Die Frage wird um so dringlicher, je schwerer die Lage des evangelischen Christentums in unsrem Volke ist oder wird. Und Unzähligen, auch solchen, die beim kirchlichen Kampf in einer der beiden Fronten stehen, ist weiterzukämpfen heute zwar noch Pflicht, aber schmerzliche Pflicht. Auch sie sehen jetzt wohl nicht, wie der Streit zu beenden wäre, aber sie werden später, wenn sich herausstellen sollte, daß und wieso von den Führern hier wie dort manches versäumt worden ist, was zum Frieden hätte helfen können, ernst Rechenschaft fordern. Und sie werden, wenn der Schaden zunimmt, den die Kirche vom Streit hat, immer dringlicher verlangen, daß die Kräfte, die jetzt vorwiegend an den Streit gesetzt werden, für ganz nötige Arbeit verwandt werden. Daß unsere Kirche in zwei Kirchen zu zerfallen scheint, könnte ertragen werden, wenn beide Gruppen mit um so stärkerem Wetteifer in der Jugendpflege arbeiteten, ihren Dienst auch im Landjahr zur Geltung zu bringen suchten, auf lebendigere Gestaltung des Konfirmandenunterrichts bedacht wären, die Auseinandersetzung mit der Deutschen Glaubensbewegung und mit Rosenberg so gründlich vornähmen und so eifrig und wirksam trieben, wie es bei dem Einfluß dieser Gegner des Christentums auf die Jugend Pflicht der Kirche ist. Nun mögen die Einen in unserer Kirche sagen, daß die Anderen diese Arbeit überhaupt nicht ernstlich anfassen, auch wirklich ungeeignet dazu seien. Aber dann soll man sich fragen: suchen wenigstens wir selbst dann doppelt so viel zu leisten, zu ersetzen, was jene Anderen nicht fertigbringen?

Wird solcher Geist treuer Arbeit wieder lebendiger, der Arbeit in den Gemeinden, dann wird die Versuchung geringer, daß allmählich der Kirchenstreit sozusagen Selbstzweck wird. Wie es nach jedem langen Krieg Soldaten gibt, die den Weg zu bürgerlicher Tätigkeit zurück nicht finden, vielleicht ohne eigne Schuld, und schließlich ihn auch nicht mehr suchen, Haudegen, die überall dorthin gehen, wo die Waffen lärmen, so kann man auch zum kirchenpolitischen Landsknecht werden. Der ist aber ein Zerrbild des Jüngers Jesu. Wo dagegen wirklich daran gearbeitet wird, die Verkündigung des Evangeliums in die Herzen und in die Häuser zu bringen und wo sie von tätiger Liebe begleitet ist, da wird es gehen wie es immer gegangen ist: in der Arbeit und gegenüber der Not finden sich schließlich die zusammen, die guten Willens sind. Für die Wirksamkeit in den Gemeinden erwiesen sich oft die Unterschiede der theologischen Richtungen als minder wichtig, denn wir Theologen meinten; der Hauptunterschied blieb und ist, ob einer wirklich arbeitet oder ob er nicht arbeitet. So werden auch künftig solche, die heute noch bei den Deutschen Christen stehen zu können meinen, und solche, die in der bekennenden Kirche echtes Christentum vertreten (dem es auf das Bekenntnis der Tat ankommt und dem theologische Absonderungs- und Streitsucht fernliegen) sich rascher und enger wieder zusammenfinden, als sie lange für möglich hielten. Unrecht, das geschehen ist, soll man nicht beschönigen; Verwüstungen, die in unsrer Kirche angerichtet worden sind, kann man nicht durch Worte wiedergutmachen, solange diesen keine entsprechenden Taten folgen; verlorenes Vertrauen ist schwer wieder zu gewinnen, und man darf nicht, um Frieden in der Kirche zu gewinnen, die Wahrheit des Evangeliums preisgeben (die noch etwas andres ist als die theologischen Formeln der Bekenntnisschriften). Aber wo ein Wille ist, wo ein Wille ist, der Wille, daß wir deutschen evangelischen Christen uns wieder zusammenfinden, um unserer seelisch hungernden Brüder willen, da ist auch ein Weg; nein, da sind Wege, vielleicht mehr als wir ahnen.

So hoffen wir, und wir wollen jeder an seinem bescheidenen Teile das Unsre dazu tun, daß Friede werde, bei denen und mit Hilfe derer, „die guten Willens sind". So lesen die Katholiken in ihrer Bibel, wo wir lesen: „den Menschen ein Wohlgefallen". Zum Weihnachtsfrieden gehört wohl auch dies, daß wir gern einmal ein Wort brauchen, das unsern katholischen Brüdern vertraut ist. Machen, herbeizwingen können wir den Frieden nicht, aber um ihn bitten, uns nach ihm sehnen, und ehrlich daran mitzuschaffen suchen, daß er komme, das wollen wir. M

„Aller Wegen . . ."

Am 7. September 1933 war der Amtmann Dr. jur. Heinz Wendenburg mit seiner jungen Frau in dem Amtsstädtchen St. eingezogen. Der große Garten, der zu seiner Dienstwohnung gehörte, stand im fröhlichen Schmucke reifender Früchte; in allen Ecken und auf allen Beeten dufteten Reseden und Rosen um die Wette; unter dem Mirabellenbaum lagen jeden Morgen rotgesprenkelte frische Proben, und schon zwei Wochen lang schien die Herbstsonne von früh bis spät auf das gesegnete Stückchen Erde. „Du, Reni", hatte der strahlende junge Ehemann am zweiten Abend beim frohen Streifzug durch den Garten, als die Grafensteiner in der Südecke in der Spätsonne leuchteten, zu seiner blonden Frau gesagt, „ich meine, die sind schon reif! Wir könnten sie vielleicht heute schon probieren!" Ehe er noch warnen konnte, hatte sie sich, übermütig wie ein Kind, auf den nächsten Ast geschwungen und war auf den schwanken Zweigen in die Höhe gestiegen. Da brach das dürre Holz, ein kurzer Schrei im Fallen, und der junge Leib lag regungslos auf dem Rasen. Noch am Abend fuhr der herbeigerufene Krankenwagen mit der Bewußtlosen in die chirurgische Klinik der nahen Universitätsstadt.

Der Sturz aus dem sonnigen jungen Glück in die Ungewißheit unabsehbaren Leidens oder gar Siechtums war so jäh und qualvoll, daß der junge Amtmann zuerst wie versteinert gewesen war. Dann war nach dem rasenden Aufbäumen gegen die offenbare Sinnlosigkeit des Schicksals eine verbissene Härte über ihn gekommen, die in verächtlichem Spott über jeden Versuch herfiel, in der bitteren Tatsache irgendeinen Sinn zu finden. Reni lag lange bewußtlos und dann völlig teilnahmlos. Die inneren Verletzungen waren schwerer, als man zuerst gedacht hatte. Erst als es zu wintern begann, fingen die jungen Lebensgeister wieder an, sich zu regen, und dann freute sie sich wie ein Kind auf das Wochenende, das ihren Heinz zu ihr brachte.

Am Montagmorgen in der ersten Adventswoche fragte die Stationsschwester, ob sie ein junges Mädchen hereinlassen dürfe, die schon mehrmals nach ihr gefragt habe. Reni hatte zwar eine schlechte Nacht gehabt, wollte aber den Besuch nicht abweisen. Da kam eine schlanke Gestalt herein, sehr einfach gekleidet, das dunkle Haar schlicht gescheitelt, mit bescheidenem, aber lebhaftem Wesen; nicht hübsch, aber mit einem Ausdruck im Gesicht, der sofort gefangennahm. „Darf ich Ihnen einen nachbarlichen Besuch machen?" sagte sie mit tiefer, weicher Stimme. „Ich bin seit einigen Tagen neben Ihrem Zimmer eingezogen und habe gehört, warum Sie hier liegen müssen. Ich bin ein so glücklicher Mensch, daß ich, wenn ich darf, gern Ihnen davon abgeben möchte. Darf ich?" fragte sie mit einem so herzlichen Ausdruck ihrer großen Augen, daß Reni ihre hanseatische Zurückhaltung aufgab und die hingehaltene kräftige Hand freundlich drückte.

„Ich danke Ihnen!" sagte die Fremde. „Aber ich habe Ihnen noch nicht einmal meinen Namen genannt! „Bernt, Thea Bernt heiße ich und habe hier für einige Wochen ein krankes Kind zu betreuen. Es ist jetzt nach dem Verbinden grade wieder fest eingeschlafen. Darum kann ich schnell bei Ihnen hereinschauen. Und wissen Sie, offen gestanden, ich wollte bei der Gelegenheit auch sehen, ob es bei Ihnen schon adventelt hat! Hat man Ihnen schon gesagt, daß heute nacht der erste Schnee gefallen ist? Gelt, das freut Sie auch! Das reine Weiß deckt alles herrlich zu! Und heute morgen habe ich ein so schönes Adventspaket bekommen! Da muß ich mit meiner Freude irgendwo hinaus. Nicht wahr, Sie lassen es sich ein bissel von mir gefallen? Und ich darf wiederkommen? Ja?! — und auch mal ganz still bei Ihnen sitzen, ohne etwas zu sagen? Miteinander schweigen, das ist so schön! Ich danke Ihnen! Auf Wiedersehen!" — und geräuschlos, wie sie gekommen, war sie schnell wieder zur Türe hinaus.

Der ganze Besuch hatte kaum zwei Minuten gedauert. Reni schloß die Augen. Es war wie ein feiner Duft von fernher zu ihr gekommen, wie eine freundliche Melodie, ein unnennbares Etwas — und es lief ein wohliger Schauer durch ihr ganzes Wesen. Es war, als hätte sie etwas angeweht aus einer noch nicht bekannten Gegend, etwas ganz Anderes, als was bisher sie berührt hatte.

Als die frühe Dämmerung um das Haus schlich, klopfte Thea Bernt wieder leise an die Tür und schlüpfte herein. „Bitte seien Sie mir nicht böse", bat sie, „aber ich kann nicht sehen, daß Sie noch kein Adventszweigle haben, und ich kann das hier" — sie zeigte auf das Päckchen unter ihrem linken Arm — „nicht für mich allein behalten. Ich will auch ganz still sein und schnell wieder gehen!"

Im Handumdrehen war das Nachttischchen mit duftendem Fichtengrün geschmückt, und bald brannte an dem kleinen Adventskranze die erste Kerze. Dann sagte sie leise, aber bestimmt: „Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt!" — Und wieder war sie schnell aus der Tür.

Reni sah in das freundliche Kerzenlicht, legte den Kopf zurück und versuchte das Wort zu wiederholen. „Mache dich auf, werde Licht!" Weiter kam sie nicht. Es war, als erhöbe sich sofort eine unsichtbare Abwehr gegen das, was auf sie eingedrungen war. Heimliche spöttische Wesen zupften und zerrten und suchten ihr zu entreißen, was sie kaum hingenommen hatte. Sie war weitab vom christlichen Klima und von kirchlicher Sitte aufgewachsen. Die Konfirmation hatten die Eltern nur widerwillig aus gesellschaftlichen Gründen zugelassen. Der Vater hatte zwar regelmäßig gefragt, was sie für die Unterrichtsstunden zu lernen habe, dann aber über Sprüche und Lieder erbarmungslose Witze gemacht. Es wurde im ganzen Hause nie ein Hehl daraus gemacht, daß das ganze „religiöse Brimborium" nichts als eine konventionelle Lüge sei. Mundus vult decipi. ergo decipiatur! „Die Welt will nun einmal betrogen werden, also dann nur zu!" Das war des Vaters Lieblingsthema. Und die Mutter, die ganz in ästhetischen Interessen aufging, dachte überhaupt nicht über „solche Dinge" nach. In der Klinik hatte der Vater gleich nach seiner Ankunft die Stationsschwester beiseite genommen: „Nicht wahr, Sie sorgen mir dafür, daß meine Tochter nicht etwa durch einen Pastor belästigt wird! Wissen Sie, das könnte ihr in diesem Zustande nur schaden! Und überhaupt . . .!" — Als nach dem Urteil der Aerzte die Lebensgefahr vorüber war, waren die Eltern nach Florenz gefahren, um dann an der italienischen Riviera zu überwintern.

* * *

Das breite, rote Adventslicht knisterte leise, und das Fichtengrün verbreitete weihnachtlichen Duft. Die Schwester kam herein, um das Teegeschirr herauszuholen. „Sagen Sie mal, Schwester Lore, wer ist eigentlich dieses Fräulein Bernt?" fragte Reni. „Sehen Sie nur, was sie mir da gebracht hat!"

Schwester Lore setzte das Teebrett noch einmal ab und steckte beide Hände in den Schürzenlatz. „Wisse Sie, Frau Amtmann, dös kann mer noch gar net sage. I weiß nur, daß sie ä liebs Dingele isch. Dös hab i letschthin au der Frau Donndorf g'sait, was die Mutter von dem arme Bübele isch. Da hat sie g'nickt und g'sait: ‚Ja, ja — früher war sie ganz anders! Aber jetzt ist sie eine ganze Freud'!' hot sie g'sait. Un weiter hot sie nix g'sait. Un 's isch nett, daß sie jetzt den Advent zu Ihne bracht hot! — Des Kärtle do habe Sie wohl noch garnet g'sehn?"

Sie hielt Reni die kleine Adventskarte hin. Das war ja das Wort, das Thea Bernt ihr beim Abschied gesagt hatte! Da stand es: Jesaia 60, 1. Reni ließ die Hand mit dem Kärtchen auf das Deckbett sinken. Als Schwester Lore draußen war, fing sie an, sich die Worte einzuprägen — „um der freundlichen Nachbarin willen", sagte sie zu sich selber, „falls sie danach fragen sollte". Sie schloß wieder die Augen, aber während sie versuchte, die Worte festzuhalten, kam noch einmal die Müdigkeit über sie, und bald schlief sie so fest, daß sie nicht einmal des Assistenzarztes gewahr wurde, der leise zur Morgenvisite hereingekommen war. Er hatte schnell einen Blick auf das Spruchkärtchen in Renis Hand geworfen. „War der Pfarrer bei ihr?" fragte er draußen. „Sie wissen, daß ihre Eltern das nicht haben wollen!"

„Noi, noi!" sagte Schwester Lore beruhigend. „Das Fräule

von Nummer 76 hot's ihr bracht. Lasset Sie nur, Herr Doktor, i geb scho Obacht! Aber gelle Sie, ä kloin's Aeugle darf mer mal zudrücke bei so'm arme Tropf?"

Dr. Keim lachte: „Meinetwegen zwei große!" sagte er. Ich wollte es Ihnen nur vorschriftsmäßig gesagt haben. Ich selber habe gar nichts dagegen. Manche brauchen eben die Sauerstoffflasche... Aber pst! wer singt denn da so früh und so laut hier auf dem Gang? Ist das nicht gar...?"

„Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all!" — schmetterte ein kleines, blasses, schwarzes, struppiges Kerlchen von etwa fünf Jahren, unbekümmert um die verehrliche Umwelt und etwaige strenge Richter aus der Tonwelt. Er kam auf zwei Krücken daher und sah mit seinen großen dunklen Augen ahnungsvoll gradeaus in die verborgene Weihnachtswelt, deren Metaphysik noch in unangetasteter Schönheit vor ihm stand. Den linken Fuß hatte er hergeben müssen. „Aber 's Chrischtkindle tut'n mir aufhebe!" hatte er nachdenklich gesagt, als er aus der Narkose erwacht war und die Schwester ihm schonend beigebracht hatte, was geschehen war. „Un schön wird er dann widder, gell Schwesterle, fein glänzig und goldig und weiß, wie die Engele ihr's, un — un — un..." Augen und Ohren verloren sich in hellen Möglichkeiten. Die Schwester wendete sich ab und suchte emsig etwas im Verbandskörble. Von der trüben Diagnose der Aerzte wußte ja der Kleine nichts, und das Wort „Knochentuberkulose", das er einmal aufgefangen hatte, als die Schwester meinte, er sei schon fest eingeschlafen, überließ er, wie andere unverstandene Ausdrücke, ruhig und ohne Wißbegier den großen Leuten.

„Pst!" flüsterte Dr. Keim, „pst Spautzle, singen darfst du, aber schön leise, leise! Weißt du, wie das Christkindle! Das hört man auch nit! Oder hast du's schon mal gehört?"

Spautzle — so hieß der kleine Jakob Brändlin im ganzen Hause — blieb stehen und machte ein Schelmengesicht, wischte die Stupsnase schnell mit der Linken, dachte einen Augenblick nach und sagte dann lustig: „Neee!"

„Siehstuwoll!" sagte Dr. Keim. „Also ganz leise — weißt du, die Schutzengele, die nachts gewacht haben, schlafen noch!"

Spautzle sah das ein und nickte, setzte seinen mühsamen Gang fort und bewegte die Lippen lautlos. Aber seine schwarzen Augen leuchteten. Indem ging die Tür von Nummer 76 auf und Thea Bernt trat heraus, auf dem Arm ein müdes, blasses, welkes Bübchen von kaum vier Jahren, dessen Knie verbunden werden sollte. Sie nahm sofort den kleinen Invaliden mit seinen Krücken in ihre warme Gefangenschaft, und Spautzle fühlte sich mit ruhiger Selbstverständlichkeit in diesen herzlichen Augen geborgen. Er war stehengeblieben und suchte in dem müden Gesichte des kleinen Leidensgefährten auf Theas Arm nach irgendeiner Stelle, wo er sich mit seiner Fröhlichkeit ansiedeln könnte. Aber er fand nichts und kehrte fragend zu den gütigen Augen über ihm zurück.

„Hasch du schon mal 's Chrischtkindle singe höre?" fragte er zutraulich. Thea war im Augenblick überrascht und suchte den Zusammenhang. Aber die Frage war ganz eindeutig klar, darum nickte sie und sagte: „Ja freilich, Büble!"

„Wo?"

„Im Herzen drin!" Sie deutete mit der freien Hand nach ihrem Herzen.

Spautzle kam mit seinen Krücken ganz nahe zu ihr herangehumpelt und reckte sein rechtes Ohr zu ihr hinauf, so hoch es gehen wollte. „Hör nix!" sagte er dann kopfschüttelnd. „'s wird wohl noch schlafe, 's Chrischtkindle, wie die Schutzengele, wo g'wacht hen. I komm nacher widder zu dr, gell, i derf?"

„Ja freilich, Männele!" sagte Thea und strich dem Bürschle mit der Hand über den Struwelkopf. Sinnend humpelte der Kleine weiter. Man sah es an dem frohen Ernst des kleinen, häßlichen Gesichtes, daß er inwendig wieder vom Christkind sang. Thea sah ihm mit herzlichen Gedanken nach, bis er am Ende des Ganges im Schwesternzimmer verschwand.

Dann schaute sie vorsichtig durch die Türspalte in Renis Zimmer. Die Kranke war jetzt hellwach und winkte ihr, hereinzukommen. „Mit dem Kind?" fragte Thea. Reni nickte. Thea trat an das Bett. Sie sah sofort, daß die Spruchkarte nicht mehr neben der roten Kerze stand, und als sie sie auf dem Deckbett fand, war sie froh. „Das ist mein Pflegling", sagte sie und nickte dem Kinde auf ihrem linken Arme freundlich zu. „Er ist taubstumm..."

Reni sah betroffen in das stille, traurige Gesicht des Kindes, und ihr Innerstes ging ungeteilt zu ihm hin. Da fühlte sie mit einem Male, wie dieses Herausgehen aus ihrer Not in die hilflose Gefangenschaft des Kleinen sie leise aus ihrer eigenen Gefangenschaft löste.

Aber schon klopfte es an der Tür. Der Hausmeister Zentgraf meldete, daß Fräulein Bernt sofort mit dem Kinde in die Sprechstunde kommen solle; der Herr Geheimrat warte schon. Und hinter dem alten Zentgraf tauchte Heinz Wendenburg auf, der nur schnell in einer Verhandlungspause auf dem Landgericht hereinschauen wollte, um eilig wieder im Kraftwagen zurückzufahren. Als er besorgt in Renis Augen sah, kam plötzlich, sie wußte nicht wie, eine stille Fröhlichkeit über sie. Sie lachte ihm zu. Da war er erstaunt und froh. „Freust du dich auf Weihnachten, Kleine?" fragte er mit einem Blick auf den Adventskranz und das rote Licht. Sie nickte nur und war froh, daß er selber dem Neuen, das sich in ihr regte, gerade diese Deutung gab. Er sah hastig auf die Uhr, küßte sie auf beide Augen und eilte ins Treppenhaus. Es war höchste Zeit...

„Wollet Sie net mit dem Aufzug nunterfahre?" rief ihm Zentgraf zu, ehe er auf den Knopf drückte, „'s isch grad noch a Plätzle frei!"

„Gern", sagte der Amtmann erleichtert. Er hoffte, ein paar Augenblicke zu gewinnen und trat grüßend in die geräumige, nun aber ganz gefüllte Kabine, die sich zu seiner Freude sofort abwärts in Bewegung setzte.

„Mit dem Aufzug nunter — das ist eigentlich paradox", dachte er und sah sich unter den Mitfahrenden um. Da war Thea mit dem taubstummen Kinde; er hatte sie vorhin erst im Zimmer seiner Frau flüchtig gesehen. Man hatte ihr wegen des Kleinen einen der drei Sitzplätze eingeräumt. Neben ihr saß ein älterer, ärmlich gekleideter Mann mit offenbar sehr scharfen Brillengläsern; das Paket auf seinem Schoße ließ auf einen Ausläufer schließen. Den dritten Sitzplatz hatte ein elegant gekleideter Herr mit goldenem Zwicker besetzt. Er mochte nahezu fünfzig Jahre alt sein. Seine unruhigen Augen und rastlosen, hastigen Handbewegungen verrieten den nervösen, ungeduldigen Kopfarbeiter. Neben ihm stand der Assistenzarzt Dr. Keim, der, wie Thea Bernt, in die Sprechstunde eilte, ein stattlicher Mann mit freundlichen grauen Augen unter der hohen Stirn. Eine etwa im Anfang der Dreißiger stehende mittelgroße Dame im nerzbesetzten Mantel lehnte in der linken Ecke der Kabine. Zwischen ihr und Thea stand ein Mann mit grauem Schnurrbart, auf dessen ernsten Zügen dunkle Sorgenschatten lagen. Er kam von seiner schwerkranken Frau im obersten Stock. Heinz Wendenburg sah sie alle der Reihe nach flüchtig an und suchte grade nach irgendeinem Handgriff, um bei der Abfahrt fester zu stehen, als plötzlich der Aufzug mit einem kurzen Ruck und quietschendem Geräusch mitten zwischen dem dritten und zweiten Stockwerk stillstand und, wie sich bald herausstellte, einfach festsaß.

„Na-na-na-na-na-na-na-na!" sagte der Mann mit dem goldenen Zwicker, während sieben Augenpaare ihre aufgeregt fragenden Blicke kreuzten. Nur das Kind auf Theas Schoße drehte still und ruhig das müde Gesicht der Pflegerin zu; es hatte nur den kurzen Ruck ein wenig gespürt.

Als es nicht gleich weiterging, sprang der nervöse Herr aufgeregt von seinem Sitze auf: „Nanu? Donnerwetter! Hat der verfl... Hausmeister mal wieder die Leitung nicht nachgeprüft! Schöne Bescherung! Den Kerl soll der Teufel lotweis holen! Verdammte Geschichte das! Heda! Halloh!" rief er in den Schacht hinunter, „was ist denn los? Das geht — geht — ja — doch nicht...!"

„Nee, es geht augenscheinlich wirklich nicht!" lachte Dr. Keim. Aber diese Seelenruhe reizte den Nervösen erst recht zu neuen Wutausbrüchen, die sich im Telegrammstil am laufenden Bande Luft machten, und vom erhabenen Zorn zur Lächerlichkeit war auch bei ihm ein winziger Schritt.

Eigentlich besorgte der zornige Mann die psychische Entladung der ganzen gefangenen Gesellschaft. Was sollte der Einzelne noch an Unlustgefühlen formulieren, wenn ein

Mensch mit reichlichem Sprachschatz für solche Situationen stellvertretend funktionierte?

Als er einen Augenblick innehielt und mit wütenden Augen nach seiner goldenen Uhr sah, hörte man von unten eine sächselnde Stimme; offenbar gehörte sie dem eiligst herbeigerufenen Elektromonteur und mußte sich durch das Gemurmel und Geschwätz der unten wartenden Leute durcharbeiten: „Meine Herrschaften, 's duhtmr je sehre leid, aber 's wirdjewoll ä Weilechen dauern, bismr wieder flott sin ..."

„Ja, zum Kuckuck, wie lange soll denn das ‚Weilechen' dauern, Sie R...?" schrie der zornige Klemmermann und verschluckte wegen der Damen eine zoologische Benennung, ehe sie unheilstiftend einen Unschuldigen traf.

„Na, so ä Stundener zwee werd's ja woll dauern, Herrä ..., ich weeß nämlich nich, wer Se sind, weil Se mit'n Koppe nich rauskucken duhn! 's is da im Gestänge was gebrochen, un wr missen das Ersatzstückchen erst mit'n Teelefong vom Geschäfte bestellen, verstehn Se?"

Der zornsprühende Herr war auf seinen Platz zurückgesunken, und sechs Augenpaare sahen erwartungsvoll zu ihm hin, — ob er etwa an der Wut erstickt oder vom Schlage getroffen wäre. Aber bald kam aus der Ecke ein dreckiges, höhnisches Lachen, das in seiner infernalischen Giftigkeit ganze Serien von Flüchen reichlich ersetzte.

„Zwei Stunden?" sagte Dr. Keim, „na, Fräulein Bernt, da kommen wir ein bißchen spät in die Sprechstunde!"

„Ja", sagte sie ruhig, „dann müssen wir eben diese Stunden hier ausnutzen, Herr Doktor!"

„Doch noch ausnutzen? Den Deuwel auch!" höhnte der Giftige. „Wie machen Sie denn das in dieser Maikäferkiste, meine sehr zu verehrende Dame?" — Er beugte sich vor und starrte Thea durch seine Gläser an.

Ehe sie antworten konnte, sagte Dr. Keim: „Verzeihen Sie, ich möchte vorher einen Vorschlag machen. Sollten wir uns nicht erst mal gegenseitig vorstellen? In den nächsten zwei Stunden werden wir ja doch wohl näher miteinander bekannt werden! — Ich bin der Assistenzarzt Dr. Keim."

Er wandte sich zu dem sorgenvollen Graukopf. Der zwang sich zu einem verbindlichen Lächeln und sagte leise: „Ewerbeck, Kaufmann." Die Dame mit dem Nerzpelz gab sich als Fräulein Häberlin, Bankbeamtin, zu erkennen, Thea Bernt als Pflegerin, der Mann mit dem Paket als Hausdiener Ringwart, Wendenburg als Bezirksamtmann. Der zornige Mann in der Ecke nahm seinen Zwicker ab und sagte, ohne aufzusehen, hastig: „Lachmann, Dr. Lachmann, Chemiker." Dann setzte er sein Glas wieder auf.

Sein Name paßte offenbar so vortrefflich zu seiner augenblicklichen Stimmung, daß über alle Gesichter ein schnell unterdrückter heiterer Schein lief. Der Träger des fröhlichen Namens sah das zum Glück nicht — vielleicht empfand er selbst den komischen Kontrast und *wollte* nichts sehen.

„Ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig, Herr Dr. Lachmann", sagte Thea freundlich mit ihrer ruhigen Stimme. „Diesen Kabinenarrest richtig ausnutzen — damit meine ich: so lange in dieser unangenehmen Ueberraschung suchen, bis wir etwas finden, das froh macht. Solch ein Zwischenfall ist ja nicht von ungefähr. Der ihn schickt, will immer froh machen. *Weg' hat Er allerwegen, an Mitteln fehlt's Ihm nicht.*"

Dr. Lachmann räusperte sich ärgerlich; dann sagte er spöttisch: „*Ich danke!*" Er schüttelte energisch den Kopf, nahm den Klemmer ab und trompetete heftig in sein rotseidenes Taschentuch hinein. „Strich durch alle Abmachungen, Verabredungen, Verpflichtungen, Verbindlichkeiten — Zug versäumt — telegraphieren — noch gar nicht abzusehen, der Schlamassel, der noch kommt — und dann in dieser verfl... Geschichte noch etwas Schönes suchen! Heiligkreuzsteinach!" — Der Rest ging in grollendem Murren unter.

In Heinz Wendenburg waren ähnliche Saiten hochgespannt. Er dachte an den unseligen Septemberabend und Renis Sturz. Auch der traurige Herr Ewerbeck war wohl sehr weit weg von Theas Standort dem ärgerlichen Mißgeschick gegenüber.

„Wollen Sie uns nicht mal zeigen, wie man das macht, was Sie da vorgeschlagen haben", sagte Fräulein Häberlin zu Thea hinüber. Das klang durchaus nicht spöttisch; es war, als wüßte sie wirklich gern, wie man so gelassen sein und sich so völlig positiv zu dem Mißlichen stellen könne.

Thea legte das taubstumme Kind, das, unberührt von dem, was umher vorging, friedlich eingeschlafen war, auf ihrem Schoße zurecht, und sagte leise: „Es ist doch Weihnachtszeit!"

„Ich gestehe offen, daß ich nicht sehe, was das mit unsrer Frage zu tun hat", sagte Fräulein Häberlin freundlich. „Für mich ist dieser Zeitverlust so schwerwiegend und fatal, daß ich schlechterdings keine Verbindung mit Weihnachten entdecken kann. Das wirft einen ja aus allen noch so dürftigen Weihnachtsgedanken unbarmherzig *heraus*!"

Thea las den gleichen Zweifel auf allen Gesichtern um sie her. Sie sah einen Augenblick auf das schlafende Kind nieder und schwieg. Nicht aus Verlegenheit. Ihre Antwort stand einfach und klar in ihr bereit. Aber durfte sie das, was sie zu sagen hatte, ohne weiteres in diese Umgebung hineinstellen? Sie dachte an Schillers Mahnung: „*Spricht* die Seele, so spricht, ach, schon die *Seele* nicht mehr!" Aber sie dachte auch an das, was sie erst vor wenigen Tagen gelesen hatte: „Wenn uns zur Freude geholfen wurde, und wir wollen es für uns behalten, so verdirbt es und stirbt!"

Da hob sie den Kopf, aber es kam eine leise verschämte Röte über ihr Gesicht, als sie leise, aber deutlich sagte: „Wir hören doch jetzt wieder die Weihnachtsbotschaft. Christus ist ja da. *Was hat alles andre zu bedeuten, wenn er da ist?* Und" — setzte sie noch leiser hinzu — „in ihm die einzige Macht, die für immer froh macht!"

Sie hatten alle gespannt hingehört, und es war so still im Fahrstuhl, daß auch diese leisen Worte deutlich vernehmbar waren. Selbst Lachmann hatte einen Augenblick aufgehört, zu brutteln und nervös mit seiner Uhrkette zu spielen. Aber nun schüttelte er unwillig den Kopf. „Christus ist da?" wiederholte er spöttisch — „sehr fraglich, ob er überhaupt jemals da war! Pietistischer Gemeinplatz!" Er zuckte ärgerlich die Achseln und sah nach der Uhr.

Es war eine Weile ganz still in dem engen Raume. Lachmanns Bemerkungen hatten die schlichten Worte des jungen Mädchens nicht wegnehmen können. Sie klangen still in den zusammengedrängten Menschen weiter, wie der Glockenton noch weiterschwingt, wenn die Glocke schon wieder still ist. So verband sich der Sinn der einfachen Worte mit dem, was sonst im Innern auf den Saiten der so verschiedenen Leute klang. Der kleine Taubstumme seufzte tief, wimmerte leise und streckte die Arme. Thea legte ihn behutsam auf die andre Seite, und er schlief wieder ein.

Herr Ewerbeck räusperte sich. „Daß es Unsinn ist, die Advents- und Weihnachtslieder zu singen, wenn der, der darin gemeint ist, gar nicht da ist, das sehe ich wohl ein. Aber *wie* er da ist, auf welche Weise — das ist die Frage. Da komme ich nicht weiter."

„Wie er da ist?" wiederholte Thea. „Ich denke: so, wie es in dem Weihnachtsliede heißt: *still und unerkannt*", sagte sie bescheiden und sah dem alten Manne ruhig und fest in die Augen.

„Das kann man ja dann von Sokrates oder Napoleon oder Friedrich Nietzsche auch sagen", warf Lachmann ein. „Sagen kann man viel. Es kommt nur darauf an, ob etwas Reelles dahinter ist und wie man das als vernünftiger Mensch in seinen Gedanken unterbringen kann!"

Da hob Herr Ewerbeck den Kopf und sagte bedächtig: „Ob wir uns etwas *denken* können oder nicht, darum kümmert sich die Wirklichkeit, soviel ich sehen kann, ganz und gar nicht. Da werden wir überhaupt nicht gefragt. Die Dinge sind einfach da, auch wenn wir sie in Gedanken nicht kleinkriegen. Wie die elektrischen Ströme und Strahlen. Niemand kann sagen, was das eigentlich ist. Ich kann mir auch absolut nicht denken, wie meine Gedanken jetzt mit meiner Gehirnmasse zusammenhängen, obgleich ich viel darüber gelesen habe. Denn das da in meinem Schädel hat mich schon lange interessiert. Die meisten Menschen denken über alles Mögliche und Unmögliche nach, nur nicht über das, was da unter ihrer Schädeldecke los ist. Ich werde doch aber nicht so töricht sein und mit dem Denken warten, bis ich dies große Rätsel gelöst habe! Ich muß einfach mit den Tatsachen und ungelösten Fragen *weiterdenken*, sonst komme ich als Geschäftsmann unter den Schlitten. Also: wenn etwas da ist, so ist es eben da, da hilft kein Wegdisputieren. Darum wäre es ja wohl möglich, daß, wie die Dame vorhin sagte, Christus einfach da ist, ob wir es merken oder nicht. Meinetwegen ist auch Napoleon da und der alte Blücher dazu und Bismarck und der selige Clemenceau — überhaupt alle, die dies kümmerliche Dasein glücklich hinter sich haben. Ich habe mal gelesen, daß die Gelehrten im Mittelalter ausgerechnet haben, wieviel Engel auf einer Nadelspitze Platz haben. Als ob Un-

sichtbares überhaupt einen Raum brauchte! Also warum soll nicht die unsichtbare Welt all der lebendigen Wesen *da sein — hier sein* —, die alles überstanden haben —? Freilich, es interessieren mich nicht alle. Wenn aber Christus da wäre — das wäre schon was. Denn es kommt doch vor allem darauf an, *wer* da ist und was der bedeutet..."

Fräulein Häberlin hatte lebhaft genickt, als Herr Ewerbeck das sagte, namentlich daß etwas da sein kann, ohne unsre Zustimmung und ohne daß wir es merken. Nun sagte sie eifrig: „Das erinnert mich an einen Vortrag, den ich im November gehört habe. Einer meiner Kollegen in der Bank — der ist Mathematiker —, der sagte eines Tages scherzweise zu mir: ‚Kommen Sie doch mal aus Ihren drei Dimensionen heraus!' Und als ich ihn fragte: ‚Haben Sie denn mehr als drei?', da lachte er und sagte: ‚So viel Sie wollen!' Und als ich ihm das übelnehmen wollte, lud er mich für den nächsten Abend zu einem Vortrage über Dimensionen ein..."

„Na hören Sie mal", ließ sich jetzt Dr. Keim vernehmen, „das kommt doch wohl nicht gar auf die vierte Dimension der Spiritisten hinaus? Dann wird's mir hier zu enge!"

„Nein, nein!" lachte Fräulein Häberlin, „es war — außer dem Tabaksqualm, den die Herren machten — gar keine dicke Luft! Alles mathematisch klar und durchsichtig!"

„Als ich in Freiburg studierte", warf Heinz Wendenburg ein, „hielt eines Abends der neue Ordinarius für Mathematik seine Antrittsvorlesung über das Thema: ‚Eine vierdimensionale Welt'. Da hätten Sie in der Aula die Menge der Damen sehen sollen, die da die neusten spiritistischen Erkenntnisse erfahren wollten! Ich sage Ihnen, das gab lange Gesichter, als die Sache sich eine volle Stunde lang streng mathematisch entwickelte! Immerhin — es war für uns damals, als ob da ein Loch durch die Wand gestoßen wäre, wenn wir auch nicht alles verstanden haben. Und es ist schon wahr: durch eine Lücke im Zaun kann man ein ganzes Feld übersehen!"

„Ja", fuhr Fräulein Häberlin fort, „ich habe damals auch eingesehen, daß sich in dem Punkte, an dem wir stehen, sehr verschiedene Daseinsgebiete schneiden oder treffen oder berühren können. Mein Kollege sagte auf dem Nachhausewege: ‚Wären wir bloße Punktwesen, so könnten wir uns keine Raumdimension vorstellen, und wären wir bloße Flächenwesen, so wäre uns die Tiefendimension verschlossen. Nun sind wir durch unsere Körper dreidimensionale Wesen, aber wer sagt uns denn, daß es darüber hinaus keine Dimensionen mehr gibt? Sie sind uns vielleicht nur noch nicht erschlossen! Der Mathematiker rechnet bis zu n Dimensionen!' Das hat mir damals Eindruck gemacht. Wir sind wohl nur einstweilen in unseren drei Dimensionen gefangen, wie wir alle hier in diesem lieblichen Kasten. Uebrigens zeigte damals der Redner, wie alle großen Erweiterungen der geistigen Welt darin bestanden, daß einem oder einigen Menschen eine neue Dimension aufging, von wo aus dann alles Bisherige in eine neue Beleuchtung kam."

Thea Bernt sah überrascht zu ihr auf und sagte: „Hat das wohl Luther in seinem Weihnachtsliede gemeint: ‚Das ew'ge Licht geht da herein, *gibt der Welt einen neuen Schein*'...?"

Fräulein Häberlin überlegte. „Ja, das gehört sicher hierher!" — sagte sie nachdenklich.

„Vielleicht sind wir jetzt doch näher an das herangekommen, was die Dame — Fräulein Bernt, nicht wahr? — vorhin meinte", sagte Herr Ewerbeck und sah Thea an.

Sie nickte. „Ich bin nur ein einfaches Menschenkind und kann mich nicht so gelehrt ausdrücken. Aber das kann ich sagen: mir ist wirklich eines Tages eine neue Wirklichkeit aufgegangen, als ich merken mußte, nein — durfte, daß Christus einfach da ist. *Und daß eigentlich mit ihm alles schon erledigt oder vollbracht ist.* Wir brauchen nur — nun, sagen wir einmal — in diese Dimension einzutreten. Und daß es so etwas gibt — daß so etwas in dieses Dasein hineingekommen ist und wir dazugehören dürfen, das ist eine unerschöpfliche Freude, in die der Schaum und Qualm von unsern drei trüben Dimensionen gar nicht hineinreicht. Man kann das nur einfach *sagen*. Streiten kann man darüber nicht. Nur unsagbar froh sein — und geborgen."

Sie waren alle eine Weile still, und man hörte nur die Atemzüge des taubstummen Kindes, dem ja eine ganze Dimension verschlossen war.

„Das sagte übrigens" — fuhr Fräulein Häberlin fort — „der Redner damals auch: Wir können niemandem eine neue Dimension aufmachen. Zu beweisen ist da nichts. Sie geht einem auf, oder sie geht nicht auf. Da läßt sich nichts weiter machen."

„Ja — aber — fragte Dr Keim, „wie ist denn dann zum Beispiel Fräulein Bernt zu ihrer neuen Wirklichkeit gekommen, von der sie sprach —? Das sollten Sie uns doch nicht vorenthalten. Aber warten Sie mal — jetzt scheinen die Elektriker unten tüchtig bei der Arbeit zu sein! — Halloh!" rief er hinunter, „Zentgraf — hier Dr. Keim! Wie lange wird's denn wohl noch dauern?"

Man hörte, wie der Hausmeister die Frage an die Arbeiter weitergab.

„Ae Stündle wird's vielleicht noch gehe, Herr Dokter, meine' die Leut'. 's isch *noch was* gebroche! — Möchte Sie was, Herr Dokter?"

„Ja freilich, Zentgraf! Eine Sauerstoffflasche für unsern Kasten und eine Portion — warten Sie mal: eine tüchtige Portion *Geduld*!"

„Hä —?" — Der brave Zentgraf war völlig humorlos.

„Lassen Sie nur, Zentgraf, wir schaffen's auch so!" — „Also" — wandte er sich an die Mitgefangenen: „ein Stündchen wird's noch dauern. Aber ich meine, die erste ist schneller herumgegangen als wir im Anfang dachten!"

„Na — ich danke!" sage Dr. Lachmann gelangweilt.

Da stand der alte Ringwart mit seinem Paket auf und sagte zu Fräulein Häberlin: „Jetzt sollt' aber die Dame mal sitze! Ich kann ja meine Bücher auf den Arm nemme!"

Fräulein Häberlin wollte erst nicht, gab aber auf allgemeines Zureden endlich nach.

„Also *Bücher* haben Sie da?" fragte Heinz Wendenburg lachend. „Hören Sie mal, lieber Mann, das hätten Sie eigentlich schon früher sagen können! Das Licht hier in dem Kasten ist zwar nicht grade brillant, aber vielleicht hätten wir doch jeder etwas lesen können. Vielleicht auch vorlesen! — Wahrscheinlich eine Ansichtssendung, wie?"

„Stimmt, Herr Amtmann", sagte der Alte. „Für den Herrn Justizrat im ersten Stock. Das andre Paket war für die Frau Oberin drobe."

„Na, die Bücher könnten wir uns dann doch auch mal ansehen!" sagte Heinz Wendenburg, der nun juristische Fachliteratur in dem Paket für den Justizrat vermutete.

„Ich hab' nix dergegen", sagte Ringwart und reichte dem Amtmann das Paket. Der löste die Schnur und las das beigefügte Verzeichnis der Sendung vor: „*Hermann Oeser*, Gesammelte Weihnachtsgeschichten — *Christoph Blumhardt*, Predigten, Band 2 und 4 — *Einkommensteuergesetz* — aha! — *A. J. Russel*, Nur für Sünder — *F. Laun*, Unter Gottes Führung — *Th. Spoerri*, Der Herr des Alltags — *Was ist die Oxford-Gruppe?* Von dem Laien mit dem Notizbuch — Sursum corda! Pffff..." machte Wendenburg. „Das ist gefehlt! Für mich wäre da also nur das Steuergesetz. — Sagen Sie mal, Herr Ringwart, haben Sie nicht vielleicht die Pakete verwechselt? Dies hier scheint mir doch eher für die Frau Oberin bestimmt, als für den Herrn Justizrat!"

„Noi, noi!" sagte Ringwart eifrig, „schaue Sie, es steht doch druff: Herrn Justizrat Beisel, und uff dem Zettel au, gell?"

„Nun dann haben nicht Sie, sondern Ihr junger Mann oder das Fräulein im Laden die Bücher verwechselt! Aber einerlei — wer möchte ein Buch zur Ansicht haben?" fragte Heinz Wendenburg.

„Darf ich um eins von den *Gruppenbüchern* bitten?" sagte Thea.

„Gruppe? Da ist bloß eins: Oxford-Gruppe?"

„Spoerri, Russel und Laun gehören auch dazu", sagte Thea eifrig.

„Ja, was ist denn das? Sie sind ja wie elektrisiert!" fragte Dr. Keim.

Thea lächelte ein wenig verlegen. Dann sagte sie: „In diesen Büchern steht die Antwort auf Ihre letzte Frage, Herr Doktor: wo mir die neue Gewißheit aufgegangen sei, von der wir sprachen — daß Christus da ist. Nicht in den Büchern, sondern bei Menschen, bei denen inwendig etwas passiert ist, was sie nicht für möglich gehalten hatten."

„Jetzt machen Sie uns aber wirklich neugierig!" sagte Herr Ewerbeck, „wollen Sie uns davon nicht etwas Genaueres erzählen? — Wenn es den Damen und Herren recht ist, natürlich! Ich fürchte — ich meine" — er lachte ein wenig — „ich *hoffe* — wir haben noch Zeit!"

Da fing Thea an zu erzählen, wie sie nach sehr verschlungenen Irrwegen und, nachdem sie an den letzten Rand ge-

korrekturbedürftig zu sein. Einmal genügt es doch wohl nicht, den an sich (leider!) unvermeidlichen Begriff „Wettbewerb" als einzigen Gesichtspunkt zur Würdigung katholischer Arbeit in solch einem Werk anzuwenden. Zweitens: gerade so empfindet der aufmerksame Leser eine gewisse Spannung zwischen dem Titel des Buches: „Das Buch der deutschen Weltmission" und dessen tatsächlicher Beschränkung auf bloß evangelische deutsche Mission. Mit anderen Worten: entweder müßte es im Titel heißen: deutsche evangelische Mission, oder aber im Buch müßte außer dem Beitrag von Heinrich Pfisterer: „Der katholische Wettbewerb" wenigstens noch eine kurze Tatbestandsaufnahme der deutschen katholischen Missionsarbeit (ohne prinzipielle Bewertung), einfach unter dem Gesichtspunkt der Information über den anderskonfessionellen Zweig deutscher christlicher Mission in Uebersee Platz finden. Dann wäre das Buch vollkommen, was sein Titel verspricht.

Wir möchten nicht schließen, ohne wenigstens eine kurze Textprobe zu bieten. Siegfried Knak schreibt auf Seite 244 folgende zeitgemäßen Worte:

„Diese doppelte Wahrheit schuldet die Kirche unserem Volk im Dritten Reich: Volkstum ist von Gott, aber alles Volkstum geht ohne Evangelium zugrunde. Die Mission schärft der Kirche den Blick dafür und gibt ihr in ihren Erfahrungen einen geistigen Gewinn, der reichlich aufwiegt, was die Kirche der Mission an Männern und Mitteln zuführt. Unser Volk als Gesamtheit sollte am Beispiel und an den Auswirkungen der Mission erkennen, daß es zu wenig wäre, nur für das eigene Leben zu kämpfen. Höchste Aufgabe ist es, als lebendiges kraftvolles Volk, das aus dem Evangelium seine besten Kräfte holt, Menschheitsdienst zu tun zur Ehre Gottes."

Marburg Heinrich Frick

Winternacht

Schnee rieselt dicht aus raschen Nebelfalten,
die zu mir schleifen aus des Sturmes Fängen.
Wie kannst du, sanfter Mond, so lächelnd hängen?
Wie blickst du unberührt in die Gewalten

aus einer Nachbarschaft, in der nie galten
die Sturmbefehle, die mich stürzend drängen?
In welcher sachen Nähe, selig engen,
schmiegt um den Aufruhr ew'ges Atemhalten!

Da weiß ich: was um meine Seele streite,
der reichen und der grausen Bilder Schwaden:
wie Schleier flattert's schmal an ihrem Rande.

Sie selber, fremd der allzulauten Meute,
endlos umfangen von Allschweigens Gnaden,
durchwandert sternenstill raumlose Lande.

Karl Müller

Bücher von gestern und heute für morgen

Bücher besprechen ist eine Sache innerer Reinheit; Bücher lieben eine Frage menschlicher Freundschaftsfähigkeit; Bücher kaufen und verschenken ist ein sichtbares Zeichen innerer Selbstlosigkeit und Stärke gegenüber dem Buch und den Mitmenschen: denn beide hungern nach Freundschaft.

1. Bücher geschichtlicher Art

Eine „Weltgeschichte" hat der Verlag Knaur (Berlin 1934, 884 S., 6.50 M.; besorgt von K. A. von Müller und P. R. Rohden) herausgegeben. Ausstattung und Preis dieses Standardwerkes fachwissenschaftlicher wie buchtechnischer Art sind so angemessen gehalten, daß jeder Interessierte es kaufen kann. Für eine tiefgehende Bearbeitung der einzelnen räumlichen wie zeitlichen Epochen (das Werk beginnt mit einem Artikel über die „Raumpolitischen Grundlagen der Weltgeschichte" und schließt mit unserer unmittelbaren Gegenwart) sorgen Namen wie H. E. Stier, Joh. Haller, Karl Hampe, Wolfgang Windelband u. A. Es ist das einzige weltgeschichtliche Kompendium, zu dem ich auch in den einzelnen Unterabschnitten noch Vertrauen haben konnte. — Heinar Schilling hat eine „Germanische Geschichte" geschrieben (Leipzig, Koehler & Amelang 1934, 571 S., 9.60 M.). Sie ist die erste ihrer Art, die sich jenen noch ziemlich schwer zu durchschauenden Zeitabschnitt unserer eigenen Vergangenheit zum Gegenstand eingehender geschichtlicher Durchleuchtung gemacht hat. Nach einem höchst problematischen Einleitungskapitel über die vorgeschichtlichen Zusammenhänge beginnt der eigentlich geschichtliche Fluß mit der Darstellung der ersten germanischen Wanderzüge nach dem Süden (120 v. Chr.) und endet mit einem Ausblick auf die ersten Reichsgründungen. Der Hauptwert dieses Buches liegt in der positiven Zusammenschau der germanischen Bewegungen, wenn auch manches Urteil über die Gegner der Germanen deren Lage nicht ganz gerecht wird. Für die Erziehung unserer Jugend und als Handbuch des Lehrers, der auch andere Urteile einbezieht, wird dieses Werk seinen guten Dienst tun. — Aufstieg und Niedergang der eigentlich römischen Periode der Weltgeschichte bearbeitet Ferdinand Mainzer in seinem Buch „Der Kampf um Cäsars Erbe" (Wien, E. P. Tal & Co. 1934, 324 S., 6 M.). Sieht man einmal von dem unübertrefflichen Cäsarbuch Gundolfs ab, so wird man diese Arbeit gern als leichtverständliche Einführung in die politisch-sozialen Hintergründe des weltbeherrschenden Rom gelten lassen. Nicht immer wird man die sorglose Uebertragung heutiger Schlagworte auf die Zustände jener Zeit gutheißen können; aber gerade darin liegt zugleich auch die Stärke des Buches, das in weiteren Volkskreisen Verständnis für Schicksal und Größe geborener Helden zu wecken vermag. Es liest sich wie ein Roman. — Die deutsche Geschichte in einem zusammenhängenden Band zu schildern unternommen haben Hans E. Stier in seiner „Deutschen Geschichte" (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft 1934, 647 S., 9.50 M.) und Friedrich Stieve in seiner „Geschichte des deutschen Volkes" (München, R. Oldenburg 1934, 500 S., 5.80 und 6.50 M.). Beide Verfasser sind charakterisiert in ihrer unbestechlichen Liebe zur sachlichen Darstellung wirklich gegebener Tatsachen; der geschichtliche Bericht beginnt für sie erst mit einwandfrei überlieferten Daten, und die vorgeschichtliche und germanische Periode Alteuropas wird kritisch und sympathisch in einem einleitenden Kapitel dargetan. Zwei Bücher, die in ihrem sachlich-wissenschaftlichen Wert ihre beste Empfehlung besitzen. — Der Methode wegen höchst aktuell dürfte die Lebensarbeit des Gelehrten Otto Tschirch mit ihrem etwas umständlichen Titel „Geschichte der öffentlichen Meinung in Preußen" (Weimar, H. Böhlau 1933 und 1934, 449 und 485 S., je 22.50 M.) sein. Eine nicht alltägliche Arbeit mit ebensolchem Schicksal: bereits vor einem Menschenalter war sie fertig und ist erst in den letzten beiden Jahren veröffentlicht worden. Zeitungsausschnitte, Briefe, Gespräche, Gedichte, Aufsätze, Flugblätter — kurz alles, was zur öffentlichen Meinung gehört — hat der Verfasser zur Grundlage seiner Untersuchung gemacht; Preußen zur Zeit tiefster innerer Sammlung und äußeren Verfalls (1795—1806) wird nach der Stimmung des Volkes beurteilt, wobei „Volk" und „öffentliche Meinung" in den geistig schaffenden Größen jener Tage erfaßt wird (Kant, Fichte, Schleiermacher; Goethe, Schiller, Klopstock; von Gentz, Novalis, Görres; Friedrich der Große, der gerade eben gestorben war, Napoleon I., Friedrich Wilhelm der II. und III. u. A.). Der Wahrheitswert dieser „öffentlichen Meinung" wird abgeschätzt an der charakterlichen Stärke der einzelnen Sprecher oder Schreiber und ihrem Verhältnis zu den gerade bestehenden Zensurbestimmungen. Die Wahrheit war im wesentlichen an bestimmte Machtfaktoren gebunden und „nur durch die Erkenntnis, in welcher Weise die Zensur gehandhabt wurde, also was man ohne Furcht öffentlich sagen durfte, gewinnen wir einen Maßstab dafür, welchen Wert wir den Aeußerungen beilegen dürfen". Es ist keine Geschichte im üblichen Sinne, denn hier wird nachträglich der großartige Versuch gemacht, die Wahrheit aus ihrer Bindung an die Machtverhältnisse zu lösen, um ein objektiv richtiges Bild zu gewinnen. Diese Methode kann ihre Zukunft haben, und man empfiehlt beide Bücher gern allen wissenschaftlich interessierten Geschichtskennern. — Für unsere Zeit besonders bedeutsam ist ferner das (von Hans Naumann und Rolf Haller herausgegebene) Werk des Altmeisters der deutschen Volkskunde H. W. Riehl, „Die Naturgeschichte des Deutschen Volkes" (Leipzig, Reclam 1934, 408 S., 4 und 6.50 M.). Es enthält ausgezeichnete Schilderungen der deutschen Stämme, Sitten und Gebräuche, Trachten und Gewohnheiten, wie sie in dieser Lebendigkeit und sprachlichen Wärme nur noch von Nadler oder Hellpach heute erreicht werden. Das „Natürliche" dieser „Geschichte" liegt in Riehls Ausgangspunkt: Land und Leute, Familie und Stände zu schildern, und neben der Kenntnis das Interesse und die Ehrfurcht vor dem gewachsenen Aufbau des deutschen Volksgefüges zu wecken.

2. Bücher deutscher Kunst

Zuerst zwei Arbeiten grundsätzlicher Art. Richard Karutz versucht in seinem neuen Werk „Die Ursprache der Kunst" (Stuttgart, Strecker & Schröder 1934, 224 S., 225 Zeichnungen, 6 und 7.50 M.) neue Deutungen der vor-, früh- und altgeschichtlichen Kulturen. Er sucht „arteigne" Kultur in der Weise aufzuzeigen, daß er der „Ursprache" der Kunst, d. h. dem Sein hinter dem Schein, dem Wesen hinter der Form, nachgeht; dort offenbare sich die Grundkraft von Rasse und Volk. In entwicklungsgeschichtlichem Sinn glaubt der Verfasser eine vollständige Entsprechung in Myste-

rien- und Kunstgeschichte entdeckt zu haben. Einen fruchtbaren Ausblick gibt die Beobachtung, daß Kunst immer einen geschauten Vorgang voraussetze, um dessen echte Mitteilung es dem Künstler zu tun sei. Besonders anziehend wird die Arbeit durch doppelseitige Belege aus der Literatur und der bildenden Kunst, die eine umfassende Kenntnis des Verfassers in geistes- und kunstgeschichtlicher Hinsicht verraten. Das Werk dürfte besonders Künstler und Gelehrte interessieren. — Eine ganz andere, aber ebenso ideenreiche und grundlegende Arbeit sind die „Grundstile der Kunst" von Heinrich Lützeler (Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag 1934, 424 S., 8.80 M.). Hier geht es um die theoretische Durchleuchtung und Abgrenzung der einzelnen Kunstgattungen (Architektur, Plastik und Malerei). Die anschauliche Sprache und Fülle der Beispiele aus dem Gebiet der bildenden Künste veranschaulichen in lebendiger Weise den Gang der Untersuchung, die philosophisch klar und scharf die vielseitig gestellten Themen aufgreift und zu Ende denkt. Es sei jedem Kunstlernenden (als Lehrbuch ist es wohl auch gedacht) warm empfohlen. —

Mehr der Vermittlung von reichem Anschauungsmaterial als theoretischer Kenntnisse können die folgenden Werke gelten. So erschien eben aus den Schätzen der Propyläen-Kunstgeschichte eine von Wolfgang Graf von Rothkirch herausgegebene Sammlung von Abbildungen deutscher Kunstwerke aller Jahrhunderte und Gattungen (Bauten, Bildwerke und Gemälde) unter dem Titel „Deutsche Kunst" (Berlin, Propyläen-Verlag 1934, 80 Seiten Text, 350 schwarze und 8 farbige Tafeln, 4.80 M.). Es zeigt die schönsten und typischsten Werke deutschen Kunsterbes von Anbeginn bis zur Gegenwart. Die schöne Ausgabe wird viele Freunde gewinnen. — Von besonderer künstlerischer Eindruckskraft war mir die „Kunst im Zeichen des Kreuzes" von Winfried Wendland (Berlin, Verlagshaus Bong & Co. 1934, 43 Seiten Text, 92 Abbildungen, 5.50 M.). Hier wird dem evangelischen Volke wirklich ein erlesener Einblick in die künstlerische Welt des Protestantismus geboten. Die vielfältige Kirchenkunst, vom architektonischen Bau bis zu den Wandbildern, Geräten und Plastiken, den Tüchern, Kasten und Schlüsseln, ist in vorbildlicher Auslegung und Bildwiedergabe vorgeführt. Das Buch eignet sich ganz besonders zu Geschenkzwecken und wird Alle befriedigen, die für die Schönheit ihrer Kirche ein offenes Herz haben. — Eine Art Kunstgeschichte unter dem Stichwort „Führer" hat K. R. Ganzer mit seiner Auswahl „Das deutsche Führergesicht" (München, J. F. Lehmann 1934, 200 Bildnisse mit kurzen Begleittexten, 3.20 und 4.20 M.) geliefert. „Führer" heißt in diesem Zusammenhang der „große Mensch" schlechthin (nicht nur der politische), so daß alle Lebensgebiete mit ihren größten Vertretern vorgeführt werden. Die Bedeutung des Buches liegt weniger auf der Darbietung ausschließlich ästhetischer als vielmehr seelischer und völkischer Ausdruckswerte. Allerdings wird man sich hüten müssen, das an sich sehr gute Bildmaterial als Unterlage rassischer und völkischer Einordnungsversuche zu benützen, da die jeweilige künstlerische Betonung der einzelnen Führerzüge doch stark den herrschenden Stilen und Moderichtungen der einzelnen Zeitalter unterworfen war. Die knappen Texte treffen schlaglichtartig den Sinn des jeweilig gemeinten Führertums.

Berlin Peter Gortner

Entdeckungsfahrten

Amei. Eine Kindheit. Von Ruth Schaumann. Berlin, Grote. 4,80 M. — Garten als Zauberschlüssel. Ein Buch von neuer Abenteuerlichkeit des Lebens und Gärtnerns. Von Karl Foerster. Berlin, Rowohlt. 315 S. Viele Abbildungen. 5,80 M. — Der Perlentaucher. Von Viktor Berge und Lanier. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 4,80 M.

Diese drei Bücher will ich nicht „besprechen"; ein solches Wort und solches Tun paßt gar nicht zu ihnen. Ich will nur von ihnen berichten als von wunderschönen und interessanten Begegnungen, die ich anderen Menschen auch wünsche. Was ich hier schreibe, soll gleichsam ein Wegweiser an ihrer Straße sein, daran steht: „Da geht es weit und tiefer in die Welt hinein!" Und in jeder Zeit ist es ein Gewinn, wenn die Welt für uns geweitet und das Leben uns tiefer und voller gezeigt wird; wir brauchen das, um uns nicht in unserem eigenen Schicksal zu verlieren, als sei es schon die Welt und das Leben. Unsere kurze Lebenszeit auf der Erde, die an Wundern und Herrlichkeit ebenso reich ist wie an Grauen und Qual — sollten wir sie nicht nutzen, um in unser Bewußtsein aufzunehmen, was immer ihm erreichbar ist von der Schönheit und dem Geheimnis der Welt?

Die drei Bücher sind grundverschieden; scheinbar haben sie nicht das allermindeste gemeinsam! Trotzdem spüre ich etwas Verbindendes darin und stelle sie ruhig nebeneinander. Die Schilderung einer Kindheit, die hymnische Darstellung des Gartens im Wechsel der Jahreszeiten und der Bericht über fast unglaubliche Abenteuer in der Südsee und Tiefsee: sie alle drei nehmen den Leser auf eine Entdeckungsfahrt mit. Sie bieten alle nur wirklich Erlebtes dar; nicht ein Kapitel ist erdacht. Die Wucht der Wirklichkeit ist in ihnen fühlbar. „Sieh", rufen sie, „dies alles ist da, und dies alles mag geschehen auf der scheinbar bekannten, in Wahrheit so unbekannten Welt und in der geheimnisvollen Menschenseele!"

„Amei" öffnet die Pforte zu der Welt des kleinen Kindes. Es ist eine verborgene Pforte in einer hohen Mauer. Was dahinter ist, bleibt den Augen der Erwachsenen in der Regel völlig unsichtbar. Aber diese Kinderwelt ist unvergleichlich reicher als die draußen. Ihre tiefen Hintergründe lassen die Grenze zwischen Kinderland und jenseitiger Welt unmerklich verwehen. „Amei" ist nicht eine von vielen Kindheitserinnerungen, wie sie allzu zahlreich geschrieben werden; das Buch ist: die Geschichte einer Menschenseele, die noch ganz jung auf Erden ist — wir nennen sie ein Kind. Und „sein ist das Himmelreich". Aber nicht nur deshalb ist es sein — wie eine flache Deutung sagt — weil ein Kind „demütig ist und vertraut" — auch deshalb, weil das Kind so reich und so weise ist, weil es Dinge sieht und weiß, die der erwachsene Mensch meistens nicht mehr erreichen kann, wenn das Leben Staub und Lärm und den Wust der unwesentlichen Dinge auf seiner armen Seele aufgehäuft, sie damit zum Schweigen gebracht hat und sie nur noch gar wenig zu sehen vermag. Wenn die Seele noch ganz lebendig ist und mit jungen Augen um sich blickt, ist die Welt anders, als es den „Erfahrenen" scheint. Sie gibt Klänge und Farben her, die nichts sonst weckt, als eben die Seele, „der das Himmelreich eigen ist".

Amei ist einsam unter den Menschen. Ist die Einsamkeit eines Kindes jemals ergreifender dargestellt worden? Selten nur kommt einmal ein Mensch kurze Zeit zu ihr in ihr Land, und dann ist es einer, der selber einsam ist. Aber dafür lebt sie dort mit allem, was sonst da ist, und das ist, weiß Gott, nicht wenig! Sie lebt mit dem Baum, der Blüte, der Puppe Cornill, dem Habicht, dem Küchlein, mit dem kleinen Brüderchen, dessen sterbende Seele zu ihr kommt, um sie zärtlich zum Abschied zu grüßen. Sie lebt mit dem Marienkäfer „Vinzenz" und mit der kleinen Porzellanmadonna im Wald, mit den biblischen Geschichten und dem Adventslicht. Das sind nicht idyllische kleine Erlebnisse: die Geschichte dieser Kinderseele ist schwer von Symbolik und unerschöpflich tief. Sie bringt schon alle letzten großen Erlebnisse: den eigenen Schmerz und den fremden Kummer, das große Glück und die Schrecken des Lebens, die Grausamkeit der Welt und die Erbarmung im Herzen, die Geburt und den Tod, Gott im Geheimnis, die Enttäuschung und das Wunder.

Das alles erzählt eine Sprache, deren Schönheit eigenartig und immer neu und groß ist. Sie sagt viel, aber läßt weit mehr nur ahnen. Manchmal geht sie ganz von selbst in festen Rhythmus über; da wird die Dichtung, die das Buch ist, zur Poesie auch der Form nach. Aber niemals wird das Buch „Literatur". Man denkt nicht an Stil oder irgend etwas Aesthetisches dabei. Es kommt einem sogar vor, als sei es gar nicht schwer, so schön zu erzählen, weil ja das, was erzählt wird, so schön ist. Es ist eigentlich gar kein Buch, sondern ein Stück der Welt Gottes, das zum Klingen gebracht ist. Diese Welt ist so überzeugend wirklich die Welt! Sie ist auch reich an Schmerzen — sonst wäre sie nicht wirklich. Aber sie ist doch die Welt, von der es heißen könnte, „daß Gott der Herr am Abend kam, darin zu wandeln". Schon deshalb könnte es so heißen, weil Ameis Herz selbstverständlich zu Allen steht, die leiden und gequält werden. „Nicht nur die All'macht ist Gottes — auch das All-Leid." Und wo sollen denn die Kinder, die Jesus im Arm hatte, um sie zu herzen, zu finden sein, wenn nicht neben denen, die leiden? Dort stehen sie, in der großen Tiefe ihres besseren Wissens um die Geheimnisse der Welt.

*

Das zweite Buch tut die Wunderwelt des Gartens auf. Es hat zum Motto Gottfried Kellers Ausspruch: „Gott strahlt von Weltlichkeit!" Herrliches Motto! Und wenn man das Buch liest, denkt man immerfort an das, was Rittelmeyer über die Griechen gesagt hat: „Sie beteten mit den Augen." Das Buch zeigt uns die Schönheit dicht neben uns, die Schönheit, die immer da ist — alte und viele, viele neue. Es zeigt aber auch, wie ein Mensch bisher ungeahnte Schönheit schaffen kann, indem er Mitarbeiter der Natur wird. Der Garten wird zum Abenteuer. Was läßt sich alles erleben, wagen, gestalten in seiner vielleicht ganz kleinen Umfriedung! Es gibt gewiß kein Ende seiner Möglichkeiten. Der Garten, recht verstanden und gepflegt, sprengt die Enge des gebundenen Daseins und führt in die Weite — während er zugleich die Heimat nur teurer macht. Jetzt schon blühen Amerika, Afrika und Asien in dem winzigen Gärtchen am Bahnwärterhaus.

Das Leben eines Gartens ist „so weit und groß, daß unser eigenes Leben nicht ausreicht, seins zu fassen". Denn wenn man ihn

wirklich zu eigen haben will, dann darf man ihn nicht nur so obenhin haben; sondern man ergreift geistig Besitz von ihm erst dann, wenn man seine Gewächse nicht nur als einzelne sieht, vielmehr als mit allem verwoben, was sie umgibt und was sie selber mit gestalten. Mit Pflanzen und Tieren, mit Gewölk und Licht, mit allen kosmischen Ereignissen, die an dem Lebendigen wirken ... Ein Garten verändert das ganze Jahreserleben. Es gibt keine langweilige Zeit mehr, es gibt auch niemals zwei gleiche Tage. Durch den Garten kann man eingehen in die Natur, wie sie „der Gottheit lebendiges Kleid wirkt"; Ferne, Heimaterde und Gestirne begegnen uns darin.

Er gibt uns auch das, „was wir als tägliches Seelenbrot brauchen, wie der Leib das Gräserbrot: Schönheit. Und sie ist wie ein glänzendes Siegel der Zugehörigkeit, mit dem die sichtbare Welt zum Dienst an der unsichtbaren gestempelt ist; wie der Schmelz der Gottesdienstbereitschaft, die über Dingen und Wesen liegt. Sie öffnet Straßen zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Welt." Wenig Dinge auf Erden sind solche Träger und Vermittler der Schönheit wie die Pflanzen. An ihnen sind die wechselnden Offenbarungen des Lichtes und der Farben wunderbar zu erleben, die Rätsel des Raumes und der Gestalt. Und die Gabe des Lebendigen, sich zu wandeln, zu steigern, aus den unscheinbarsten Anfängen in die weite Fülle verschiedenster Gestaltung aufzuwachsen. Der Gärtner von heute hat nicht mehr nur mit Arten zu tun — ihn fesselt und bezaubert die Ausnahmegestalt, die in sich die großen, überraschenden Möglichkeiten trägt, ungeahnte, überwältigende Einfälle des Lebens. Der Gärtner von heute hat etwas von einem Seefahrer und Abenteurer, und sein Herz muß stark sein, „um den Ansturm so großer Erlebnisse zu ertragen". Aber das geht ja uns Alle an. Ein paar kleine Samen für ein paar Pfennige — welche Wunder, welche Erlebnisfülle kauft man sich damit! Welche neuen Beziehungen zu Tieren, Erde, Sonne und Wolken, Wind und allen Jahreszeiten! Und noch mehr: „Die Amsel im Baum singt nicht nur in den Garten hinein, sondern auch in das Zueinander der beiden Menschen, die ihr am Fenster zuhören ... Gemeinsamkeit der Naturfreude am Garten erfüllt tausendstündige Breiten des Alltagslebens der Familie ... Gemeinsame Gartenfreude mit geliebten Menschen gehört zu den herzbewegendsten Hochbezirken des Daseins ... Und Gartenwesen muß immer mehr ein heiliger Volksbegriff und Bildungsbegriff für Glück und Wirtschaft werden, immer mehr als Stätte der Versöhnung zwischen klein und groß, zwischen Einzel- und Gemeinschaftsleben erkannt und ausgebaut werden."

Dem Buch sind viele schöne Photographien beigegeben und eine Unzahl der bezauberndsten kleinen Zeichnungen im Text, die ihm eine besondere Anmut verleihen. Wer einen Garten hat, muß das Buch lesen. Wer keinen hat, muß es erst recht lesen, denn es ersetzt fast einen. Jedenfalls: es bringt die allergrößte Freude ins Haus!

*

Das dritte Buch: „Der Perlentaucher." Ein kleines schneeweißes Segelschiff fährt in die Südsee, in den schönsten Teil der bewohnbaren Erde. Vier junge Männer fahren darauf, fast noch Knaben — in das zauberhafte Unbekannte hinein. Brauchen sie Geld, so tauchen sie nach Muscheln und Perlen. Die Gründe der Südsee schimmern von Korallen. Der junge Perlentaucher sitzt stundenlang in einer bunten Grotte unten und träumt. Aber da wartet auch der fürchterlichste Tod, den jemals ein Mensch sich vorgestellt hat, denn da wohnt der Riesenkrake und streifen die wilden Haie nach Beute.

Ueber die Tiefe voller Schönheit und Grauen segeln die vier blutjungen Freunde glücklich dahin; sie fahren von einer Insel zur andern, und sie leben wirklich mit den fremden Menschen dieser fernsten Erdgebiete. Sie singen und tanzen ihre Lieder mit ihnen, sie sind ganz die ihren. Das können sie, denn unter ihnen ist ein junger Maori aus Sikiana bei Tahiti. Und der Zauber des Buches liegt vor allem in der Freundschaft zwischen diesem Südseeknaben Ro und dem Erzähler der ganzen wahren Abenteuergeschichte, einem Schweden aus dem Norden Skandinaviens. In den Jahren ihrer Fahrten durch die polynesischen Gewässer kam nie eine Störung, nie eine Trübung ihrer Freundschaft vor; wie das kleine weiße Segelschiff mit seiner jungen Bemannung durch die Meere zieht, das ist ein Erlebnis von makelloser Schönheit.

Es ist ein ganz zeitloses Geschehen; das Leben geht in großen, einfachen Linien, nur das Allmenschliche wird hier erlebt, alles anders Bedingte ist verwegen eine Zeitlang ausgeschaltet worden. Nur ein paar Jahre geht das so; vorher und nachher gibt es für den Helden des Buches, Viktor Berge, die härtesten Schicksale. Aber wie eine glanzvolle Vision bleibt einem im Sinn dies helle Schiff mit den jungen Freunden von allen Enden der Erde — und die Musik der Lieder und Tänze und der Meeresbrandung an den Korallenriffen umklingt es.

*

Grundverschieden sind die drei Bücher, von denen ich hier gesprochen habe, und doch verwandt, verwandt auch darin: man las sie gar nicht als Bücher, sondern das Leben selber nahm einen an der Hand und führte ungeahnte Wege. Es selber sprach aus dem Meer, dem Garten und der Seele eines Kindes.

Charlottenburg Julie Schlosser

Der Maler als „Held"

Giorgione. Roman von A. de Nora. Leipzig, Staackmann. 391 S. Geb. 7,50 M. — Zwischen Hell und Dunkel. Ein Rembrandt-Roman. Von Valerian Tornius. Leipzig, Max Möhring. 374 S. Geb. 4,80 M. — Die Sendung des Rembrandt. Von Meta Scheele. Leipzig, Paul List. 310 S. 6,50 M. — Die Würde. Von Guido Looser. Frauenfeld und Leipzig, Huber. 303 S. 6 M.

Die Gestalten der Maler sperren sich, zu Helden von Dichtungen zu werden; denn ihr Lebenswerk will angeschaut werden, und die Dichter können nur erzählen.

Demgegenüber aber legt de Nora seinem Helden Giorgione die Worte in den Mund: „Wir können nur, was wir sind. Unser Sein ist unser Werk."

So würde uns der Dichter an das Kunstwerk heranführen, wenn er uns das Wesen seines Schöpfers verstehen läßt. Bei dem geistreichen und geistreichelnden de Nora freilich ertrinken Held und Maler in einer Sturmflut barocker Phantasie; auch werden die meisten Leser sich seine Werke, wie „Die schöne Madonna im Dom zu Castelfranco", zunächst einmal wieder aus einer Kunstgeschichte vergegenwärtigen müssen, ehe sie ihre Einführung in der Dichtung recht würdigen. Da haben es Valerian Tornius und Meta Scheele mit ihrem Helden Rembrandt besser; denn dessen Werke tauchen uns bei der Lesung wie Illustrationen auf. So führt denn auch Tornius bewußt und ausdrücklich zu den wichtigsten Werken Rembrandts hin, indem er Erlebnisse erfindet, aus denen wir sie herauswachsen sehen. Die Wege, auf denen Einer zur Kunst kommt, sind verschieden; so mag auch diese Darstellung Rembrandts und seiner Umwelt Manchem das Verständnis erleichtern. Freilich fehlt der breiten, gemütvollen Erzählung der Funke der Kongenialität, der in Meta Scheeles Kunst glüht.

Die Ueberlieferung von Rembrandt ist lückenhaft und unsicher. So kann eine Dichtung von ihm nicht nur anschauliche Belebung, sondern sie muß eigene Schöpfung sein. In Meta Scheeles Roman packt uns die Notwendigkeit in der Entwicklung eines dämonischen Menschen an; wir erleben ergriffen die Tragödie eines großen Künstlers, der sich und seine Nächsten verzehrt und durch Schaffen, Genuß und Leid bei einer demütig-frommen Entsagung endet, die durch ihren Tiefsinn, aber auch durch ihre Krankhaftigkeit erschüttert.

Guido Looser stellt an seinem Phantasiehelden die Entwicklung heutiger Kunst dar, wie sie sich von artistischen Gesuchtheiten zur Würde der großen Kunst zurückfindet und vorwärts entwickelt. Wie der Held nach flüchtigen und ernsten Liebeserlebnissen erfährt, daß das Geschlechtliche seine Würde erhält durch den Willen zum Kinde, so erlebt er nach naiv-begabten Anfängen durch Natur und Kunst besonders der großen Meister Italiens die Würde der Kunst: an Stelle intellektualistischen Experimentierens tritt sie als „ewig unveränderter Wille und Ausdruck menschlichen Schöpfertums".

Guido Looser dringt nicht in die letzten Tiefen seines bedeutenden Stoffes und gibt manches Beiwerk, das neben der Idee herläuft; aber als Symptom für das Verlangen nach echter und ernster Kunst ist seine Dichtung ebenso bedeutsam und erfreulich wie das Bild Rembrandts jener beiden Romane, das von der Liebe zu germanischer Kunst und der Würdigung ihres Werkes heraufbeschworen ist.

Dessau-Ziebigk Gerhard Heine

Krieg im Frieden

Der Titel ist „zweideutig". Und es ist gut so, denn er soll zwei Tatbestände auf einmal ausdrücken: wie man den Krieg als Geschehen (den Weltkrieg) heute von der halbwegs gesicherten Situation des Friedens aus sieht — also 20 Jahre nach seinem Ausbruch; und zweitens liegt in diesen drei Worten auch die wahrgewordene Möglichkeit, daß es irgendwo und irgendwann einmal einen Krieg im Frieden, eine Fortsetzung des Krieges gegeben hat. Das soll „Krieg im Frieden" sagen.

Ueber beide, einmal erschütternde Wirklichkeit gewesene Zustände, schreibt man heute Bücher. Man schreibt sie vom Standpunkt des Offiziers und von dem des einfachen Soldaten; man

schreibt sie als Abschreckmittel, Heilkur oder als Unterhaltungsroman. Eine leichtverdauliche Einführung in jenes gewaltige Volksgeschehen um 1914 schrieb in diesen „Herbsttagen" Rudolf Georg Binding in seinem Büchlein „Wir fordern Reims zur Uebergabe auf" (Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 100 S., 2.40 M.), das in einfacher, ungekünstelter Sprache und in dem lebendigen Schwung der ersten Septembertage vor 20 Jahren die (wahren) Erlebnisse eines Generalstabsoffiziers schildert, der die gefahr- und ehrenvolle Aufgabe hatte, Reims zur „Uebergabe" aufzufordern. Hier hat der Krieg noch nicht sein düsteres Gesicht der späteren Materialschlachten, und so nimmt man die heldische Motivierung der soldatischen Gestalten gern als bleibendes Erinnerungsbild jener hoffnungsfrohen Tage hin. — Anders wird die Lage mit dem ebenfalls jüngst erschienenen Werk von Joachim von der Goltz: „Der Baum von Cléry" (München, Langen/Müller, 298 S., 5.50 M.). Das Buch beginnt: „Es war im Westen, um die Zeit, als keine Truppe mehr sang. Als in den Briefen der Männer stand: haben unsere Kinder noch Brot? Als Mannes Mut und Treue sich verzehrte im Kampf gegen des Materials wachsende Macht." So schließt auch das Buch: hart, knapp, deutlich. Der Krieg wird hier als Erlebnis tief aus dem Zusammenhang der Truppe begriffen. Der „Baum" ist ein Artillerie-Beobachtungsstand und drum herum kämpfen, leiden und sterben die Menschen. Aber sie sterben als Kameraden. Ein Stück Volksschicksal wird uns klar, dessen Tragik wir kennen. Der Verfasser hat sein Kriegstagebuch zur ansprechenden Kunstform erhoben, anspruchslos und einfach, wie die Lage selbst es einmal aus sich heraus wohl diktiert hatte. — Leichter und unbesorgter lesen sich die Kriegserinnerungen einer jungen Krankenschwester: „Kamerad Schwester", von Helene Mierisch (Leipzig, Koehler & Amelang, 302 S., 4.80 M.). Schwester Elisabeth kommt mit allerlei kleinen Hindernissen endlich doch an die Front und darf dort ihre schwere Aufgabe erfüllen, wie sie 90 000 ihresgleichen ebenfalls erfüllt haben. Das Schicksal der Kriegsschwester wird klar: Hingabe an das Vaterland, Dienst am Nächsten, Hoffen und Ausharren! Eine Siebzehnjährige zog in den Krieg und kommt als reife, geläuterte, gehärtete Frau aus ihm zurück — aber noch stark genug, um in einer Ehe der eigentlichen Bestimmung ihres Lebens: Mutter zu werden, entgegenzuwachsen.

Der Krieg ist vorbei, Frieden im Land, aber im Osten und Westen glaubt man es noch nicht so recht. Dort ist die Zeit, wo man den Leuten den „Frieden" in Proklamationen und Regierungserklärungen aller Länder „klarmachen" muß, und wo in Wahrheit dieser Friede doch noch lange auf sich warten läßt. Krieg im Frieden! Robert Oberhauser hat es unternommen, in seinem Buch „Kampf der Westmark" (Neustadt a. H., NSZ-Verlag, 234 S., 3.85 M.) das unsagbar Schwere der Jahre 1918 bis 1924 für die deutsche Westmark zu schildern. Wenn auch die ehemalige Doktorarbeit nicht so recht den Ton des Alltagslebens trifft, so wird man doch dankbar die gewissenhafte Durchforschung französischer und separatistischer Machtbestrebungen mit ihren zeitweise unkermenschlichen Motiven und Methoden anerkennen. Ich wünsche mir zu dieser Arbeit (die als wissenschaftliche Darstellung immer wertvoll bleiben wird) noch eine dichterische Bearbeitung jener leidvollen Tage, die allein den innersten Bewegungen jener tapferen Arbeitersöhne nachspüren und ihnen ein würdiges Denkmal setzen könnte. — Einen ähnlichen Versuch in dichterischer Form unternimmt für das Saargebiet Hans Frank in seinem schmalen Bändchen „Jakob Johannes, der Opferweg eines Saardeutschen" (Berlin, Holle & Co., 82 S. 1.20 M.). Wenn auch die Idealisierung der einzelnen Geschehnisse und die Zeichnung des Gegners im schwärzesten Lichte etwas an der tatsächlichen Wirklichkeit vorbeigehen mag, so bleibt doch wertvoll, daß der Verfasser diesem tapferen Grenzländchen in einer schweren Stunde ein bescheidenes Denkmal setzt. Allerdings bin ich der Meinung, daß die tragischen Geschehnisse jener Tage eine tiefgehendere Arbeit verlangten — aber sie muß eben von einem Mann geleistet werden, „der dabei war". Es gibt sicherlich Viele, „die dabei waren", aber noch keiner hat sich gefunden, der es sich von Herzen reden kann, was er wirklich einmal erlebte.

Kiel Otto Hubele

Blick in die Welt

Kirche und Kultur

Katholische Kirche im Aufbau? Es ist schwer, sich über die weltweiten Bewegungen des Katholizismus ein annähernd zutreffendes Bild zu machen. Es genügt nicht Rußland, Spanien oder Mexiko zu sagen, um zu zeigen, wo sein Einfluß zeitweise stark unterdrückt wird; denn schon hat er auf dem Umweg über Oesterreich im Osten neue Wege beschritten und alte wieder gangbar gemacht (vgl. CW, Sp. 999). In unserem nachbarlichen Frankreich sind Anzeichen eines Wiederauflebens (vgl. CW, Sp. 1018 f.) zu spüren, wenn auch das Gesicht dieser Erneuerung in anderer Weise sich zeigt, als vielleicht im heutigen Deutschland. Hier ist etwas in Bewegung geraten, wenn es auch nicht wahr ist, daß ein nennenswerter Teil von Evangelischen übertritt oder Sehnsucht danach hat, überzutreten. „Wo Menschen von Christus abfallen, da finden sich zur selben Stunde neue Gläubige, die aus der Lauheit aufgerüttelt werden", schreibt ein führendes katholisches Blatt. Am Bußtag veranstaltete das katholische Berlin eine große Kundgebung im Sportpalast: „... es ist auch eine Begeisterung unter den Teilnehmern, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, des Auseinanderangewiesenseins, das man früher in solcher Stärke nicht gekannt hat... Die Kraft des neuen Erlebens hat sich einen neuen Stil geschaffen... Die Kundgebungen weiten sich ins Große, die Formen sind lebendig und jung . . . Glaubenswallfahrt . . . Wir haben wirklich keinen Anlaß, angesichts solcher überzeugender Beweise religiösen Lebens die Situation der Kirche in Deutschland pessimistisch zu beurteilen..." Katholische Stimmen zum katholischen Aufbruch! — Der evangelische Süden erlebt ähnliche Feierstimmung; und der protestantische Norden? Wir lasen vor kurzem eine Bemerkung über ein „romfreies" Deutschland: ob dieses neue christliche Deutschland so anfängt? „Sorgen Sie, daß Christus in Deutschland gepredigt wird", war das letzte Wort eines großen Mannes — und Protestanten. Wir denken oft an dieses Wort.

*

Religion und Weltanschauung

Die Flucht vor Gott. Unter diesem Titel ist bei Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich ein Buch von Max Picard erschienen, das 6 Mark kostet. Es erfährt durch Benno Reiffenberg im Literaturblatt der Frankfurter Zeitung 46 vom 18. November eine erschütternde längere Anzeige, der wir, willens, demnächst selbst über das Buch zu berichten, nur einige Sätze entnehmen möchten.

„Es ist unter uns eine Scheu, von Gott zu sprechen... Vor einiger Zeit sagte ein Mann, der nicht geringe Verdienste um die deutsche Oeffentlichkeit sich zuschreiben darf... alt geworden... er habe nun ein Jahrzehnt in Berlin zugebracht, ohne daß es ihm je gelungen sei, in irgendeiner der Gesellschaften, an denen er kraft seines Amtes und seiner geistigen Autorität hätte teilnehmen müssen, die Frage zu stellen, die ihm am meisten am Herzen liegt. Nämlich, ob man an Gott glaube... Warum wurde die Frage nicht gestellt?... Warum läßt das Beste des Menschen heute so schwer sich aussprechen, ohne Gefahr zu laufen, im Profanen zu verkümmern? Weil ‚der Glaube als objektive Welt zerstört ist'. Es scheint so zu sein, daß, unabhängig von der Entscheidung, mit der zu jeder Zeit, also auch heute noch, der einzelne Mensch den Glauben schaffen kann, eine äußere Welt glaubenslos, ohne Zutun des Menschen, sich fortwälzt. Fort von Gott; auf der Flucht vor ihm... Die Flucht wird beschrieben. Sie wird nicht bewiesen. Das Beweisen wäre für den Schreibenden noch ein Trost gewesen... Es sind Kapitel in dem Buch, die Entsetzen erregen können, weil in ihnen so unerbittlich geschildert ist, wie es um die Welt steht, in der wir leben... Wenn aber einer fragt, wo denn nun der Trost bleibe, und was er denn für seine Person zu tun habe, und wie geholfen werden könne, so sagt dieses Buch dem Frager, es gäbe kein Ausweichen, es gäbe nur das Ausharren..."

Katholische Trauergottesdienste für Akatholiken. Was sind Akatholiken? Gibt es dafür kein deutsches Wort? Will man nicht „wehtun", Niemanden „verletzen"? Man lese zuerst einmal nach, was Rade in der CW 1933, Sp. 1108 zu diesem Kapitel gesagt hat. — Also „Akatholiken" sind „Nichtkatholiken", „Acatholica" (so nennt ein katholisches Blatt eine seiner stehenden Rubriken) ist dann gleich „Nichtkatholisches" (oder sollte „Un-katholisches" gemeint sein?). Für „Akatholiken" hat die katholische (allgemeine christliche) Kirche eine besondere „Trauergottesdienstordnung". Aus dem besonderen Anlaß der Ermordung des südslawischen Königs Alexander wurden diese Bestimmungen akut, und wir erfahren auf dem Weg über Ecclesiastica aus der in Salzburg erscheinenden „Katholischen Kirchenzeitung" (vom 25. Oktober 1934) folgendes: „Die Gottesdienste an Gedenktagen lebender akatholischer Herrscher werden als Bittgottesdienste für eine glückliche Regierung gewertet und unterliegen derart keinem Bedenken. Verstorbenen Akatholiken ist nach Kan. 1240, § 1, n. 1, katholischerseits ein kirchliches Begräbnis zu verweigern. Nach Kan. 2141 schließt die Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses auch die Verweigerung eines Leichengottesdienstes in sich. Auch das ältere kanonische Recht stand auf diesem Standpunkt. Gregor XVI. erklärte am 13. Februar 1842 dem Bischof von Augsburg und am 9. Juli 1842 dem Abt von Scheyern, daß selbst beim Tod des akatholischen Landesherrn kein öffentlicher Seelengottesdienst, auch nicht etwa in der Form, daß aus Anlaß des Todesfalles für die katholischen Familienmitglieder oder für die armen Seelen ein Requiem stattfinde, gehalten werden dürfe. Man wollte eine Irreführung des katholischen Volkes vermeiden. — Wie wurde nun neuestens der katholische Trauergottesdienst beim Todfall des serbischen Königs möglich? Verläßlichen Nachrichten zufolge wandte sich der jugoslawische Episkopat an den Apostolischen Stuhl und erhielt die Ermächtigung, anläßlich des Trauerfalles eine Votivmesse für das Wohl Jugoslawiens zu gestatten. Ob diese Ermächtigung für die Kirchen außerhalb Jugoslawiens galt, ist nebenbei noch fraglich. In S. Girolamo in Rom fand nur eine Gedenkfeier ohne hl. Messe statt. Daß das Volk die feine Unterscheidung zwischen Trauergot-

tesdienst und Votivmesse für das öffentliche Wohl nicht verstand, erhellt aus den Berichten der Zeitungen, und zwar auch der katholischen, wo von Seelenmessen und Trauergottesdiensten anläßlich des Todes des jugoslawischen Königs die Rede war."

*

Rasse und Bevölkerungspolitik

Um Hindemith. Wir brachten in letzter Nummer (Sp. 1093) eine Notiz über Angriffe gegen den Komponisten. Nun nimmt Staatsrat Dr. Furtwängler in einem längeren Aufsatz in der „DAZ" in jeder Beziehung Partei für Hindemith. Er sagte, Niemand, der den Text der erst vor kurzem beendeten Oper „Mathis der Maler" lese, werde — neben allem andern — gerade das tiefe Ethos verkennen können, das seinen Schöpfer beseele. Nach seinen ersten Werken müsse man Hindemith, der ja auch blutsmäßig rein germanisch sei, als einen ausgesprochenen „deutschen" Typus beurteilen. Deutsch in seiner schlicht-handwerklichen Gediegenheit und gerade-kernhaften Art ebenso wie in der Keuschheit und Zurückhaltung seiner relativ seltenen Gefühlsausbrüche. Gegenüber den Bestrebungen, Hindemith aus Deutschland zu vertreiben, erklärte Furtwängler: „Hindemith hat sich niemals politisch betätigt; wo kämen wir überhaupt hin, wenn politisches Denunziantentum in weitestem Maße auf die Kunst angewandt werden sollte? Sicher ist, daß für die Geltung deutscher Musik in der Welt keiner der jungen Generation mehr getan hat als Paul Hindemith. Im übrigen ist es heute natürlich nicht abzusehen, welche Bedeutung das Werk Hindemiths einmal für die Zukunft haben wird. Das ist es aber auch gar nicht, was hier zur Diskussion steht. Es handelt sich hier, viel mehr noch als um den besonderen ‚Fall Hindemith', um eine allgemeine Frage von prinzipiellem Charakter. Und weiter auch noch darüber müssen wir uns klar sein: wir können es uns nicht leisten, angesichts der auf der ganzen Welt herrschenden unsäglichen Armut an wahrhaft produktiven Musikern, auf einen Mann wie Hindemith ohne weiteres zu verzichten." Inzwischen ist Dr. Furtwängler von allen Aemtern zurückgetreten.

Kopfform und Rasse. Das hervorstechendste Merkmal bei der Bestimmung der Rassezugehörigkeit eines Menschen ist die Form seines Kopfes. Bei einigen Vergleichen mit anderen Rassen ergibt sich nun, daß die vielgepriesene „Langschädeligkeit" der nordischen Rasse sich ebenso bei bestimmten Negern findet, so daß die nordischen Menschen und Neger in diesem Merkmal „zusammenstehen". Ein findiger Kopf hat nun in einem Buch (1933 erschienen) diesem Uebelstand dadurch abzuhelfen gesucht, daß er die Langschädeligkeit beider Rassenvertreter mit der „Tierwelt" verglich. Da soll sich nun ergeben haben, daß die Langschädeligkeit bei allen nichtnordischen Rassegestaltungen sich der „Affenform" annähere. Es erweise sich so „die Langschädeligkeit des Negers als ein tierisches Merkmal, als ein Zeichen unvollendeter Aufrichtung". „Ein Schädel ist nur dann langschädelig, wenn am Lebenden der Durchmesser Stirn—Hinterhaupt größer ist als der Durchmesser Lippen—Nacken." Nur bei der nordischen Rasse stehe das Ohr auf der mittleren Verbindungslinie zwischen der Stirn—Hinterhaupt- und der Lippen—Nacken-Linie; überall sonst stehe es „wie beim Tier" oben—hinten. Das nordische Ohr habe ungefähr die Länge der Nase, habe tiefere und schöngeschweiftere Windungen; das anderrassige Ohr aber sei „ähnlich dem tierischen mehr spitz", die Windungen seien flach, das „Ohrläppchen schief angewachsen". Dies alles nach Hermann Gauchs „Neue Grundlagen der Rasseforschung" (S. 3—6). — Interessant war daher eine von Professor W. Kruse (Leipzig) aufgestellte Behauptung, wonach die Kopfform nicht so sehr vererbt werde, sondern in erster Linie die Folge eines Zufalles sei. Würden nämlich die neugeborenen Kinder auf ein hartes Kopfkissen gelegt, so behielten sie die bei der Geburt immer längliche Kopfform, lege man sie dagegen auf ein weiches Kissen, so blieben sie auf dem Hinterkopf liegen und ihr Kopf verkürze sich. Professor Kruse hält es für möglich, daß noch andere Umweltsfaktoren auf die Kopfform Einfluß haben. Er fand z. B. auf Grund umfangreicher Untersuchungen, daß die in Städten Geborenen besonders langköpfig sind. Somit wäre die Kopfform für die Entscheidung der Frage, ob jemand der nordischen Rasse angehört oder nicht, unbrauchbar.

*

Soziales und Wirtschaftliches

Weltweite Proletarisierung. Das „Jahrbuch der Bodenreform" (Bd. XXIX, 1. Heft) bringt einen Aufsatz von W. Mensching über „Bodenreform und den Weltfrieden", der in einzelnen Teilen wichtiges Tatsachenmaterial enthält. Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß in den letzten Jahrhunderten und besonders als Folge des Weltkrieges eine ungeheure Zertrümmerung des Bauerntums, Zusammenziehung des Bodens und der Bodenschätze in wenigen Händen stattgefunden und überall ein neues entwurzeltes Proletariat geschaffen habe, das in paralleler Folge eine weltweite Krise wirtschaftlicher, politischer, geistiger und sittlich-religiöser Art hinterlassen habe. In Lateinamerika (die spanisch und portugiesisch sprechenden Teile von Mittel- und Südamerika) sind von 100 Millionen Einwohnern noch etwa 10 Millionen Indianer, 20 Millionen Kleinbürger, Handwerker usw., 10 Millionen gehören der besitzenden Schicht an und 60 Millionen zählen zum „Proletariat". In Spanien komme es vor, daß auf einer der ungeheuren Latifundien (landwirtschaftliche Großbetriebe) 30 000 Pächter und Taglöhner arbeiteten! Die Besitzer hätten es durchgesetzt, daß ihre Schafe strafrechtlich den Menschen gleichgestellt oder gar übergeordnet wurden (sie zu stehlen oder zu töten wurde mit dem Tode bestraft). Auch in Indien, China und Japan gebe es ein in die Zehnmillionen gehendes Kuliproletariat, wobei in Indien eine Armut herrsche, wie man sie kaum annähernd unter den unberührten Bauern- und Hirtenstämmen Innerafrikas finden werde. Besonders schlimm seien die Verhältnisse in gewisser Beziehung in Südafrika, wo in sogenannten „Kompounds" (polizeilich bewachten, geschlossenen Arbeiterquartieren) 180 000 Menschen zusammenlebten. In den Ghettos der Schwarzen von Johannesburg betrage nach einer amtlichen Statistik die Sterblichkeit der Kinder in den ersten beiden Jahren bei den Europäern 60 auf 1000, bei den Schwarzen 445 auf 1000. (Es folgen in Menschings Aufsatz noch erschütternde Zahlen für die Zeit in und nach dem Weltkrieg und eine Darlegung der Versuche der farbigen Führer, ihre Völker wieder aus der Not zu führen, die meist eine Folge der Eroberungs- und Kolonialpolitik der Weißen gewesen sei.)

Aus Zeitschriften

Der Quäker, Monatshefte der deutschen Freunde (Quäker-Verlag, Bad Pyrmont, halbjährlich 3 M., Einzelheft 60 Pf.). Im Juli- und Augustheft schreibt Emil Fuchs über Karl Barth, besonders über dessen Heft „Offenbarung, Kirche, Theologie", mit dankbarer Würdigung dessen, was Barth dafür geleistet habe, den Menschen wieder echte Ehrfurcht vor Gott einzuprägen, im Unterschied von aller sogenannten Religion, bei der so oft unsere Interessen den ersten Rang einnehmen. Zugleich aber richtet sich Fuchs von aktiver Liebe her, die sich einem Ziele für Welt und Leben zuwendet, entschieden gegen die Art, wie Barth die Fragen der Lehre formal behandle, ohne auf den Inhalt der Botschaft Jesu und seine Forderungen an seine Jünger einzugehen. Barth weist der Kirche die Aufgabe zu, darum zu ringen, daß die Offenbarung gehört und korrekt verkündigt werde; aber Fuchs betont, daß nur im demütigen Gewissen dessen, der ein Jünger Jesu werden möchte, „die Botschaft Jesu und die Wirklichkeiten, um die es heute geht, so aneinander prallen, daß deutlich wird, was Jesu Botschaft heute bedeutet".

Läßt sich die Heidenmission rechtfertigen? Auf dem Weg über die hervorragende Zeitschriften-Auslese (herausgegeben von Luken & Luken, Berlin, erscheint monatlich, kostet 1 M.) erfahren wir von einem Bericht einer früheren Missionarin, Frau Buck, den sie im Januar 1933 in Harper's Monthly Magazine (Neuyork) herausgab. Wir geben hierunter wörtliche Stellen und lassen sie für sich sprechen:

„Meinen Sie, daß Heidenmissionen unsere Geldspenden wirklich wert sind?" „Halten Sie es nicht für eine Unverschämtheit, daß wir unsere Missionare zum Predigen in fremde Länder schicken, wo wir doch nicht einmal selbst so leben können, wie uns das in unserem eigenen Lande gepredigt wird?" „Sind Sie nicht auch der Ansicht, wir sollten lieber zu Hause bleiben und uns um unsere eigenen Angelegenheiten und die hungernden Menschen in unserer Mitte kümmern, ehe wir anderen Völkern etwas zukommen lassen?" „Die Missionare sollen die ganzen Unruhen im Fernen Osten angezettelt haben. Stimmt das?" „Offen gestanden, ich kann mein Geld nicht einer Gruppe von Menschen geben, die für religiöse Ideen werben, welche ich selbst nicht mehr zu vertreten vermag." „Ich bin selber im unklaren darüber, was ich vom Christentum halten soll, und ich möchte lieber nicht etwas fördern helfen, was für mich selbst nicht feststeht. Das Christentum hat sich in unserem eigenen Lande nicht gerade sehr erfolgreich ausgewirkt." „Ich bewundere Jesus Christus, aber ich finde in Amerika nicht einmal mehr etwas vom Idealismus des Christentums vor; deshalb kann ich auch nicht an den Wert der Mission glauben." ...

Aber ist Christus eine hinreichende Rechtfertigung? Es ist nur zu wahr, daß für Viele von denen, die sich Christen nennen, Christus nicht einmal Beweggrund genug gewesen ist, sie zu veranlassen, im eigenen Lande einen christlichen Lebenswandel zu führen. Ich meine damit: wirklich christlich zu leben, nicht nur zur Kirche zu gehen und dann und wann eine Spende zu geben. Einige von uns glauben an den Christus, an den unsere Väter glaubten. Einigen von uns ist er noch der eingeborene Sohn Gottes, geboren von der Jungfrau Maria, empfangen von dem Heiligen Geist. Aber für Viele von uns ist er das nicht mehr. Einige von uns wissen nicht, was er ist, und Anderen ist es ziemlich gleichgültig. In der Welt, in der wir leben, macht es vielleicht nichts aus, was er ist. Werden wir gefragt, so sagen wir, daß wir ihn natürlich bewundern. Vielleicht war er der beste Mensch, der je gelebt hat. Aber das ist auch alles. Für euch, die ihr jung seid, die Söhne und Töchter dieser Generation, die ihr die Heidenmissionen fortführen müßt, wenn die Aelteren dahingegangen sind, ist Christus wahrscheinlich keine Triebfeder mehr. Ihr glaubt nicht an seine körperliche Göttlichkeit. Ihr vermutet, daß Christus ein guter Mensch war, aber es ist euch heute ziemlich gleich, ob es so ist oder nicht. Wir müssen uns also mit der Tatsache abfinden, daß die alten Gründe für eine Rechtfertigung der Heidenmissionen bei Vielen von uns, bestimmt aber bei den Jungen unter uns, aus Herz und Hirn geschwunden sind.

So kam ich denn zu folgendem Punkt in meinen Betrachtungen.

Wenn die Kultur meiner eigenen Rasse keine Früchte zeitigt, von denen ich mit Ueberzeugung sagen kann, daß wir sie nicht besäßen, wenn wir nicht das Christentum hätten, wenn Christen nicht so viel besser als andere Menschen sind, daß dies den Einsatz meines Lebens wert ist, wenn der alte Zauber aus dem religiösen Glauben geschwunden ist, wenn Christus nur noch eine schöne mystische Gestalt ist, warum sollte ich dann Jemanden bitten, zu einer solchen Sache beizusteuern? Und vor allem, warum sollte ich mich selbst dafür hingeben? ...

In Ländern, wo die Gestalt Christi, wenn auch nur undeutlich, wahrgenommen worden ist, bemerke ich aber etwas, was ich anderswo nicht finde. Es wird einigermaßen für die Kranken gesorgt, Schwachen und Verkrüppelten wird Obdach und freundliche Pflege gewährt, die Frauen stehen in höherer Achtung, die Menschen bemühen sich ein bißchen, gut zu sein, den Armen wird ein wenig geholfen. Das alles ist zu wenig und weist gar zu viele Mängel auf, aber — und das ist das Wesentliche — es ist doch besser als da, wo man die Gestalt Christi nie gekannt hat. Wo man Christus nur einmal wahrhaft begriffen hat, da bleibt ein gewisser Geist, eine Erinnerung zurück. Die Erinnerung mag geschwächt werden, der Geist mag versagen, aber dennoch ist ein Unterschied zu bemerken ...

Wenn ich nun nicht will, daß Christus stirbt, was für eine Heuchlerin bin ich dann, wenn ich nichts dazu beitrage, ihn im Herzen und in den Gedanken der Menschen lebendig zu erhalten! Wie selbstsüchtig wäre ich, wollte ich ihn für mich allein oder für meine Rasse beanspruchen! Möchte ich Christus behalten, so muß ich groß genug sein, ihn mit anderen zu teilen. Für mich sind daher Heidenmissionen gerechtfertigt. (Die Auslese, Oktober 1934, S. 777 ff.)

Die Lage der arbeitslosen Jugend in der Welt. In einem ausgezeichneten Artikel der „Sozialen Praxis" (Heft 47, Spalte 1399 ff.) heißt es unter anderem: Was die gesundheitlichen Nöte dieser Jugendlichen anlangt, so darf man nicht verallgemeinern. Die Ernährung wird aber häufig schlecht sein. Dagegen wird eine allgemeine sittliche Gefährdung beobachtet. Die Minderheit revoltiert, die Mehrheit wird apathisch und unachtsam ... Das einzig wirkliche Heilmittel ist die Arbeit ... In Großbritannien beschäftigt man sich insbesondere mit der Verpflanzung der arbeitenden Jugend aus Gegenden mit großer Arbeitslosigkeit ... In Frankreich baut man berufliche Kurse auf, deren Teilnahme zur Pflicht gemacht wird. In den Vereinigten Staaten baut man einen freiwilligen Arbeitsdienst aus ... In der Tschechoslowakei baut man Winterheimstätten, die keine Plätze sein sollen, um sich zu wärmen und zu sättigen, sondern Stellen, wo den Jugendlichen außer einer Verpflegung die Möglichkeit einer fachlichen Berufsausbildung gegeben werden soll ... In Rumänien soll die Verbindung des Industriearbeiters mit dem Landarbeiter und der gegenseitige Wechsel einen Ausgleich bringen ... Als Hauptkampfmittel sieht man eine sachgemäße Berufsberatung und Umschulung an ... Die Arbeitslosigkeit führt zu einem Verlust des seelischen Gleichgewichtes, das nur durch Beschäftigung erhalten oder wieder hergestellt werden kann ... So sieht es in der ganzen Welt aus, überall Not, Kampf ums tägliche Brot — und wer soll helfen?

Bücher und Schriften

Franz von Assisi und die Anfänge der Kunst der Renaissance in Italien. Von Henry Thode. Neue Ausgabe. Leipzig, Phaidon-Verlag. 870 S. Mit 136 Kupfertiefdruckbildern. Geb. 4.80 M.

Das Buch ist fast fünfzig Jahre alt, erschien zum erstenmal 1885. Unter allen Umständen ist der hl. Franz eine der wichtigsten und eine der anziehendsten Gestalten aus der Geschichte des Christentums. Thodes Werk hat nicht den gleichen literarischen Erfolg gehabt wie Sabatiers Biographie des Heiligen, obwohl doch die Absicht beider Werke die gleiche ist: ihn den Menschen unserer Tage nahezubringen, indem gezeigt wird, welch umfassende Bedeutung der weltfremde Bettelmönch für weiteste Gebiete des Kulturlebens gewonnen hat. Thode bekennt in der Vorrede zur ersten Auflage seines Buchs, daß er an Karl Hases Schrift über Franz anknüpfte. Ob die Zusammenhänge, die Thode zwischen Franz und der Kunst (überhaupt dem geistigen Leben) folgender Jahrhunderte nachzuweisen sucht, immer richtig gesehen sind, ob er ihn nicht modernisiert hat, die Verhandlung darüber kann in dieser kurzen Buchanzeige nicht fortgesetzt werden; auch weiß ich mich für viele einschlägige Fragen unzuständig. Aber dabei wird es bleiben, daß der Heilige von Assisi beweist, wie vom innigsten seelischen Erleben umfassendste Wandlungen auf die Welt ausgehen. Wer im Ewigen lebt, gestaltet das zeitliche Leben bisweilen mächtiger um, als er auch nur von ferne ahnen konnte oder gar gewollt hätte. Das Hauptinteresse des Buchs ist kunstgeschichtlich, und die Fülle der beigegebenen vortrefflichen Bilder ist ein Studium für sich. In den Anhängen sind die Quellen untersucht, wird der Blütenkranz der bekannten Legenden in deutscher Uebersetzung Ottos von Taube wiedergegeben, Ordensregel und Testament des Heiligen abgedruckt und ein reiches Bildermaterial zu seiner Lebensgeschichte und Legende mitgeteilt. Der Preis ist erstaunlich billig und nur durch hohe Auflage möglich; man lasse sich die Gelegenheit, das Buch zu Weihnachten zu schenken, nicht entgehen. M.

Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach. Volksausgabe. Mit zeitgenössischen Bildern. Leipzig, Koehler & Amelang. Ganzleinen 2.85 M.

Diese wohlfeile Ausgabe der mit stärkster Einfühlungskraft in Wesen und Leben des großen Thomaskantors gestalteten Dichtung wird dem weitverbreiteten Buche viele neue Freunde gewinnen. Bei der Abbildung des Eisenacher Bach-Hauses wird auf Seite 34 durch den Text die durch neuere lokalgeschichtliche Forschungen als irrtümlich erwiesene Vorstellung erweckt, als sei Bach in diesem Hause geboren. Otto Michaelis

Schiller. Werk und Erbe. Von Hermann Schneider. Stuttgart, J. G. Cotta 1934. 116 S., geb. 4.80 M.

Der äußere Anlaß für die Entstehung des Buches ist die Tatsache, daß in diesem Jahre Schiller seinen 175. Geburtstag, der Cottasche Verlag den 275. Jahrestag seines Bestehens feiert. Der Wunsch des jetzigen Verlagsinhabers hat den Verfasser zu seiner Arbeit bestimmt. Der Vf. will an seinem Teil dazu beitragen, das Fremdheitsgefühl der heutigen Generation Schiller gegenüber zu überwinden. Für den dazu geeigneten Weg hält er mit Recht nicht den, Schiller in seiner Vollendung darzustellen. Sondern mit voller Absicht weist er nüchtern und sachlich auf die Widerstände hin, mit denen er zu kämpfen hatte. Denn wenn wir den Kampf gegen die Widerstände, die in seiner Natur lagen, miterleben, wird uns der Mensch und der Dichter nur um so verständlicher, und wir werden williger, uns vor der Größe des Sieges zu beugen. — In einem Abschnitt „Schillerstil" werden auf historischer Grundlage beachtenswerte Winke gegeben, wie das heutige Theater einen „echten" und doch gegenwartsnahen Stil für Schillers Dramen suchen soll. — Ueber „Schillergeist" spricht Schneider unter den drei Ueberschriften: Deutschtum — Heldentum — Menschentum. Für die Art, wie hier die Fragen gestellt werden, wird auch der dankbar sein, der sich gelegentlich zu anderen Antworten gezwungen sieht. — Der größte Mangel an dem sonst wirklich verdienstvollen Werk ist der, daß der Verfasser kein Verständnis aufbringt für Schillers Religion. Es ist zuzugeben, daß dies Verständnis nicht leicht zugänglich ist. Es ist unmöglich, aus Gedichten wie „Die Worte des Glaubens", „Hoffnung". „Die Worte des Wahns", „Sehnsucht", um nur einige der wichtigsten zu nennen, eine klare, eindeutige Darstellung der Religion Schillers zu geben. Aber es geht denn doch auch nicht an, die hier geäußerten religiösen Gedanken einfach beiseitezuschieben. Wie ein Literarhistoriker, der sich so gründlich um das Verständnis Schillers bemüht hat, der mit Recht die Bedeutung des Gedichtes „Das Ideal und das Leben" für dieses Verständnis so hoch einschätzt, bei Schiller von einer „Abwendung von aller Religion" sprechen kann (S. 7), wie er abschließend behaupten kann: „Seine Lehre kann Gott entbehren, weil er den Menschen zum Träger dieses Uebernatürlichen, Göttlichen erhöht hat" (S. 115), das ist schwer verständlich. Aus der Fassung des Satzes „Im landläufigen Sinne hat er sie (die Religiosität) sich in dem bekannten Sinnspruch mit Recht abgesprochen" könnte man freilich schließen, daß Schneider in einem höheren Sinne doch eine Religiosität bei Schiller anerkennte. Aber da er unmittelbar darauf fortfährt: „Er hatte es nicht nötig religiös zu sein" (S. 115), so zeigt sich, daß Schneider selbst auch keinen anderen Sinn der Religiosität kennt als den „landläufigen". In Wirklichkeit will Schiller in diesem „bekannten Sinnspruch" doch nichts anderes aussprechen als den Lessingschen Gedanken, daß ihm die Religion so hoch steht, daß keine der empirischen Religionen seinem Begriff von Religion genug tut. — Wenn Schneider Schillers Religion gewürdigt hätte, so würde er freilich wohl auch manche Urteile über die Philosophie, das Deutschtum, das Heldentum und das Menschentum Schillers mehr oder weniger berichtigt haben. Georg Schümer

Goethes Eckermann. Die Lebensgeschichte eines bescheidenen Menschen von H. H. Houben. Berlin, Zsolnay-Verlag. 355 S.

Johann Peter Eckermann hat das Glück, die letzten elf Lebensjahre Goethes dessen Vertrauter sein zu dürfen, mit mancherlei Opfern bezahlt, einer wirtschaftlich unsicheren Lage, in der Ferne die ungeduldig wartende Braut, mancherlei Verdrießlichkeiten. Er ist nicht nur „Goethepapagei", sondern bei aller Bescheidenheit ein selbständiger Mensch mit eignem Urteil und Selbstgefühl. Aufgewachsen in der Einsamkeit der Lüneburger Heide hat er sich aus ärmlichen Verhältnissen mühsam zu höherer Bildung emporgearbeitet. Durch die „Gespräche mit Goethe" ist er unsterblich geworden. Die vorliegende Lebensgeschichte ist anziehend geschrieben und zeigt manche Weimarer Dinge in anderer als der offiziellen Beleuchtung. Erich Franz

Der ewige Gotthelf. Von Werner Günther. Erlenbach-Zürich, Rentsch Verlag. 400 S. Geh. 6.80, in Leinen 8.50 M.

Hat vor drei Jahren Walter Muschg den Dichter uns mit allen Künsten der Psychoanalyse vorgeführt und von der Persönlichkeit her sein Werk als das eines mit dämonischer Schöpferkraft Begabten behandelt, so stellt sich Günther entschieden auf die andere Seite. Zwar nicht in eigentlichem Gegensatz zu Muschg; denn seine Darstellung Gotthelfs war in den Hauptteilen schon fertig geschrieben, als Muschgs Buch erschien. Aber doch von der andern Seite her kommt Günther. Er gewinnt von den Werken aus, die er ästhetisch, nicht psychologisch wertet, den „ewigen Gotthelf", d. h. den geistigen statt des dämonischen, den schöpferischen Künstler, in dem nicht schaffender Drang und künstlerische Gestaltung, wie es die frühere Gotthelf-Kritik tat, gespalten und sogar in Widerspruch zu-

einander gestellt werden können. Er zeigt, daß Gotthelfs klassische Geltung nicht bestimmt ist von Blut und Boden, Trieb und Mythos, sondern durchaus vom Geiste her, von seinem sittlich-religiösen Grunderlebnis aus. „Gotthelf ist der Dichter der Heiligung. Das Wort hat einen theologisch-kirchlichen Beigeschmack. Löst man es aus der dogmatischen Verkrustung und gibt man ihm den Ursinn wieder, den es in der Menschenbotschaft Jesu hat, so bedeutet es Sehnsucht und Wille nach Durchgeistigung des Menschlich-Irdischen, nach Stärkung und Fruchtbarmachung des Tiefsten in uns, nach Wiederverknüpfung der Seele mit dem Göttlichen." (S. 45 ff.) Wägt man zwei so verschiedene Auffassungen desselben schöpferischen Genius wie die von Muschg und Günther ab, fragt man sich, was Albert Bitzius selbst zu den beiden gleich begeisterten Darstellern seines Werkes sagen würde, so wird man doch wohl urteilen dürfen, daß nicht nur der Pfarrer von Lützelflüh, sondern auch der Dichter Gotthelf sich im Bilde Günthers besser getroffen gefühlt hätte als in Muschgs psychoanalytischer Dämonisierung. Wer die Welt im Lichte der Ewigkeit sieht, d. h. nicht bloß im Mythos dunkler Vergangenheit und im Kampfe noch dunklerer Gegenwart, sondern in der hellen Hoffnung des Reiches Gottes, dem wird es auch so gehen und er wird an dem Gotthelf-Buche Günthers seine große Freude haben. Rudolf Schwarz

Rumänien. Landschaft, Bauten, Volksleben. Von Kurt Hielscher. Mit Vorwort von Octavian Goga. Leipzig, F. A. Brockhaus 1933. XXXII und 304 S. 19.50 und 23.50 M.

Kurt Hielscher hat als Künstler des Lichtbildes hier wieder ein Prachtwerk geschaffen, für das ihm nicht nur das Land Rumänien, sondern Jeder dankbar sein muß, der es in die Hand bekommt und Augen hat, zu sehen. Aehnliche Werke liegen schon von Deutschland, Spanien, Italien und den nordischen Ländern vor. Auf Einladung der rumänischen Regierung bereiste der Verfasser im Jahre 1931 und 1932 das Land, 25 000 Kilometer kreuz und quer, die abgelegensten Winkel aufsuchend, um sein Wesen mit der Bildkamera aufzufangen. 5000 Bilder waren der Ertrag, das Beste und Eindrucksvollste gibt das vorliegende Werk in 304 großen Tafeln wieder. Es ist nicht Jedermann vergönnt, die Länder seiner Sehnsucht zu bereisen. Hier macht er eine selten billige Fahrt, indem er sich betrachtend in rassige Menschengesichter, reiche Trachten, Landschafts-, Klöster-, Burgen- und Häuserbilder versenkt: ein Stück herrlicher Wirklichkeit von Erde, Volk und Geschichte. Vielleicht ist manches der Wirklichkeit gegenüber zu schön; manches wäre freilich wohl noch schöner, wenn es farbig unter dem wirklichen rumänischen Himmel zu sehen wäre. Das Land hat eine lange Geschichte hinter sich, viele Völker und Rassen haben ihre Spuren hinterlassen. In den Klöstern und Kirchen überwiegt das Byzantinische, dessen Ornamentik wiederzugeben dem Bildkünstler in wundervoller Klarheit gelungen ist. Die Bilder aus Siebenbürgen zeigen die wuchtige Gotik der Kirchenburgen und Stadtstraßen, wie man sie in Deutschland zu Dutzenden findet. Auch die Römer und Italiener zeigen ihre kunstvoll bildende Hand. Dazwischen schauen den Betrachter charakteristische Menschen dieses Himmelstrichs an; so kann ich mir denken, daß das Werk auch der Rassenkunde Dienste leistet. Nur schade, daß die Farben fehlen; aber das Buch ist für das, was es bietet, ohnehin schon billig genug. Der Verlag hat mit ihm ein Meisterstück deutscher Buchkunst herausgebracht, das sich für Jedermann zum eindrucksvollen Geschenk eignet. — Das Vorwort von Goga führt in Eigenart von Landschaft, Volk, Geschichte und Kunst Rumäniens ein. Der Künstler selbst hat zu jedem Bild eine kurze Erläuterung gegeben. Georg Wünsch

Die Seele der Pflanze. Von Hedwig Conrad-Martius. Breslau, Frankes Verlag 1934. Mit Vorwort von Prof. André. Kart. 3 M.

Ein Weihnachtsbuch für Pflanzenfreunde. Auf ihren höchsten Entwicklungsstufen fragt uns die Pflanze immer wieder mit einem Blick aus ihren Blumenaugen: Sollte ich wirklich nur das Ergebnis feinster Anpassung an die mannigfachsten Lebensbedingungen sein? Habe ich nicht eine eigene Seele? Die Verfasserin antwortet auf diese Frage, nicht lyrisch gefühlvoll, sondern mit strenger begrifflicher Erfassung des Wesens der Pflanze, mit scharfer Abgrenzung gegenüber dem Kristall und dem Tier. „Die heutige Morphologie zeigt in immer zunehmendem Maße ... und durch ein schon fast unübersehbares Erfahrungsmaterial, daß die organische Formungsgestaltung von eigenen, inneren, architektonischen Gestaltungsgesetzen so auffallend und prägnant durchzogen, getragen und geregelt wird, daß von einer rein zufälligen Wirkungsfolge physikalischer Dynamik keine Rede mehr sein kann." Diese Auffassung der Verfasserin steht in engstem Zusammenhang mit ihrer religiösen Glaubenssstellung, die ihr das Dasein einer höchsten, schöpferisch wirkenden Macht verbürgt. Ihr Buch trägt das Motto: „... denn Sein unsichtbares Wesen, das ist Seine ewige Kraft und Gottheit, wird seit Erschaffung der Welt an den Werken durch Nachdenken wahrgenommen, also daß sie keine Entschuldigung haben (Röm. 1, 20. Nach der Uebersetzung der Miniaturbibel von Schlachter)." Für diejenigen Leser, die den Kampf der mechanistischen und der vitalistischen Richtung in der Botanik verfolgen, sei noch bemerkt, daß ein hinzukommender vitalistischer Faktor (Entelechie) im Sinne Drieschs abgelehnt wird; „das Lebendige muß ursprünglich und primär als sich selbst umfassende und begründende Ganzheit aufgefaßt werden. Erfreulich ist das Bestreben, auch schwerwiegende Gedanken allgemeinverständlich auszudrücken; vielleicht könnte die Verfasserin in dieser Hinsicht noch weitergehen. Das Wertvollste steht übrigens zumeist in den inhaltsreichen Anmerkungen. Johannes Naumann

Deutscher Geist. Herausgegeben von Carl Lange und Ernst Adolf Dreyer. Leipzig, R. Voigtländer 1934. 260 S. 7.50 M.

In etwa 25 Beiträgen der namhaftesten Vertreter der neuen Kulturpolitik wird ein fesselnder und umfassender erster Einblick in das gegenwärtige Kulturgeschehen vermittelt. Besonders interessant für uns die ersten vier, unter dem Gesamtkitel „Deutscher Glaube" zusammengestellten Aufsätze über: Vom Wesen und Sinn des Opfers (Hanns Gobsch, Murnau); Christentum und deutscher Geist (Wilhelm Schäfer, Ludwigshafen); Die katholische Kirche und die deutsche Kultur (Robert Grosche, Brühl-Bochem); Die Reformation und ihre Wirkung (Johannes von Walter, Rostock); Deutscher Glaube (Christian Jenssen, Köln). In den weiteren Kapiteln: Deutscher Lebensraum (mit drei Beiträgen), Von deutscher Arbeit (mit zwei Beiträgen), Gestaltung des Reiches (mit acht Beiträgen) und Der Ruf (mit zehn Beiträgen) werden die wichtigsten Kulturprobleme behandelt, auf die wir im einzelnen noch im Laufe des kommenden Jahres eingehen wollen. Das Buch scheint mir unentbehrlich für Alle, die am geistigen Ringen des Nationalsozialismus teilnehmen wollen.
Otto Hubele

Balladen der Zeit. Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Adolf Dreyer und Christian Jenssen. Leipzig, R. Voigtländer 1934. 160 S. 5.50 M.

Die Frau auf Holm. Ballade von Hans Friedrich Blunck. Mit 18 Holzschnitten von Klaus Wrage. Berlin, Propyläen-Verlag 1934. 2 M.

Die Ballade ist als Dichtungsgattung ein oft vernachlässigtes Stiefkind, aber das liegt weniger an den Dichtern als an der Zeit. Zum Wesen der Ballade gehört ein großes weltanschauliches Hintergrundsbild, heroische Gestalten, tief religiöse Naturen. Sie behandelt die innersten Motive in einer dramatisch sich aufbauenden Handlung, episch breit wie der Roman, innerlich geladen wie ein Drama; um recht zu wirken, muß sie gesprochen werden. Der vorliegende Band weckt durch seine große Mannigfaltigkeit und stofflich gegenwartsnahe Auswahl (es kommen nur Dichter der Gegenwart zur Sprache) wieder den Sinn für den Formenreichtum balladischer Dichtung. Wir wünschen ihm vollen Erfolg.

Blunck's balladische Dichtung „Die Frau auf Holm" (Holm ist der Name eines Waldes) hat durch die heute sich allmählich immer mehr durchsetzende Verbindung von Text und Bild, in diesem Fall sind es Holzschnitte, an Wirkkraft noch gewonnen. Grobflächig und breit, ernst und ausdrucksvoll wie der Text sind die Figuren von Klaus Wrage. Wortbild, Schriftbild und Figuren sind in sich selber zusammengehalten durch das Gesetz herber Größe, das auch die beiden Künstler von Haus aus verbindet. Das geschmackvoll aufgemachte Büchlein wird seine Freunde finden.
Otto Hubele

Der Nachtwächter Gottes. Ein seltsames Schicksal. Erzählt von Karl Josef Friedrich. Leipzig, Ungelenk. 195 S. 2.40 M.

Ein durch Lupus grauenvoll entstellter, aber geheilter reicher Kaufherr und Kunstfreund wird aus Verlassensein und Verzweiflung durch das Erlebnis gerettet, daß das eigentliche Leben Geben ist. Der durch sein Charakterbild Gregorys (Klotz, Gotha) zuerst bekannt gewordene Vf. hat die Führungen seines Helden aus dem schauerlich Sinnlosen in den befreienden Sinn des Helfens und der Hingabe mit großer Eindringlichkeit dargestellt. Das Ganze wird von dem freundlichen Lichte Ludwig Richters erhellt, dessen Gestalt und Werk immer wieder tröstlich und helfend in das Schicksal des Unglücklichen eingreifen. Die Inschrift auf Ludwig Richters Grabkreuz (Phil. 1, 21) wird dem Verzweifelten zum Gericht und zur entscheidenden Wegweisung. — Das warmherzige Buch könnte manchem Freudlosen den Weg zur Freude zeigen.
Paul Jaeger

Der Schuhmacher Gottes. Ein deutsches Leben in Afrika. Von Theodor Bohner. Mit sechs Bildern und einem Faksimile. Frankfurt a. M. Rütten und Loening. 271 S. 5 M.

In Frankfurt spielt soeben eine englische Truppe White cargo („Weiße Fracht") von Leon Gordon. Ein Stück, das „in seiner nüchternen Sachlichkeit jegliche Kolonialromantik zerstört". „Im Grunde ist das Bild richtig, und auch vollgültig in dem Sinn, daß es tüchtige Kerle gibt, die alle Entbehrungen auf sich nehmen." Es muß schon schlimm sein, was sich da als ein Ausschnitt weißer Kultur im tropischen Westafrika abspielt. Siehe FZ 807 vom 29. 11.

Ein „tüchtiger Kerl" ist der Missionar, von dem dieses Buch erzählt. Und so ist aus jener Lebensgeschichte ein Missionsbuch geworden, wie es wohl kaum noch geschrieben wurde — mit so herzlichem Humor. Man muß schon ein Pfälzer sein, um so etwas schreiben zu können, und ein Pfälzer, um Held einer solchen Geschichte sein zu können. Der Verfasser hat auch gewiß nicht sonderlich an die große Missionsgemeinde gedacht, als er das alles niederschrieb. Er hat an den Mann gedacht, der sein Vater war, und an die Mutter, und Beider unbegreifliche Lebensleistung. Wieviel Schweres, davon gesagt wird — und davon nicht gesagt wird. Aber wieviel Heiteres — ja für wen? Für den, der gleichen Sinnes zu sein vermag, wie diese außerordentlichen Menschen.

So ist es ein Buch geworden, nicht für die eingeschworenen Freunde der Mission, sondern gerade auch für solche, die keine Ahnung von ihr haben. Sie werden sie darum noch nicht gleich be-

greifen, aber doch eine Ahnung von ihr kriegen. Wir aber, die wir sie lieben, werden sie noch lieber gewinnen, und noch mehr Ehrfurcht hegen vor denen, die draußen sind. Und wenn wir das Buch gelesen haben, werden wir eine ganze lange Weile noch auf die Bildnisse schauen, die zu unserm großen Dank dem Buche beigegeben sind; und das Geheimnis, daß es solche Menschen gibt, wird uns nicht schnell wieder loslassen. R

Das große Vorbild. Von Karl Rauch. Berlin, Holle u. Co. 287 S. 4.50 und 5.80 M.

Nach einer Einleitung, die aus Matthias Claudius herrlichem Brief an seinen Sohn Johannes und aus einer Betrachtung des Vf. über innere Wehrhaftigkeit als deutschen Lebenszug besteht, folgen die Lebens- und Charakterbilder von Hindenburg, Albert Schweitzer, dem Buchhändler Langewiesche, Carl Sonnenschein, Elsa Brändström, Heinrich Lersch, Hierl (dem Staatssekretär für Arbeitsdienst, früher Generalstabsoffizier) und dem Volksschullehrer und Segelflieger Ferdinand Schulz. Schon diese Zusammenstellung beweist, worauf es dem Verfasser ankam und nicht ankam: es fehlen die Gelehrten und Künstler, sofern sie wesentlich nur dies sind und nicht zugleich irgendwie durch sittliche Leistungen hervorragen. Was im Grunde allein Vorbild sein kann, hat er vortrefflich herausgearbeitet; man wünscht dem Buche stärkste Wirkung auf die Jugend und viele Freunde unter den Aelteren. M

Dichter, Volkstum und Sprache. Ausgewählte Vorträge und Aufsätze. Von Ina Seidel. Stutgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 240 S. Leinen 4.25 M.

Die köstliche Begegnung. Gedichte. Von derselben. Ebd. 121 S. Leinen 3.50 M.

Unmittelbarer noch als in ihren Prosadichtungen spricht Ina Seidel in diesen beiden Büchern zu uns, nicht bloß in den lyrischen Gedichten, sondern gerade auch in den ausgewählten Vorträgen. Es liegt ihr am Herzen, daß wir das, was sie in ihren Romanen und Novellen uns gesagt hat, richtig verstehen. Sie ist erfüllt von dem Bewußtsein, als Dichterin eine Sendung zu haben, eine Berufung zu einer hohen Aufgabe im Volksganzen. Dichter, Volkstum und Sprache heißt das Buch nach dem ersten Vortrag, den sie Münchener Studenten hielt. Die Gesetze ihres Wesens und Wirkens, denen sie einfach getrieben folgen muß, erhebt sie ins helle Bewußtsein, als die Gesetze aller Dichter eines Volkes. Sie legt dar, wie das dichterische Schaffen daraus quillt, daß der Begnadete alle Wirklichkeit so viel tiefer und stärker erleben muß als die Andern, daß er, wenn er das eigne Schicksal „verdichtet", das seines Volkes deutet. Sein Volkstum überliefert ihm dazu als Werkzeug die Sprache, die als köstliches Erbe das ganze Erleben des Volkes seit der Väter Tage in sich schließt. Auch die anderen Aufsätze, die in wundervollem Einfühlen in andre Dichter uns diese lebendiger und strahlender zeigen, als wir sie sonst gesehen hatten — Ricarda Huch, Lulu von Strauß und Torney, Irene Forbes-Mosse, Wilhelm von Scholz, Albrecht Schäffer u. A., vor allem der schöne Goethe-Vortrag — beleuchten des Dichters Stelle im Volkstum. Besonders dankbar sind wir dafür, daß sie uns am eigenen Leben und am Werden ihrer Werke teilnehmen läßt: Die Entstehung des Romans „Das Wunschkind", Abendgang durch Berlin.

Der Gedichtband gibt neben einigen neuen Gedichten eine Auswahl aus früheren Bänden. Was uns vor allem ergreift, ist wieder die „Weltinnigkeit" der Dichterin, das Sicheinsfühlen mit Erde und Landschaft, mit Fels und Baum und Blume, mit den Tieren und den Menschen, die erdgebunden in Wald und Feld mit ihrer Arbeit Brot für die Andern schaffen. Neben dem Bekenntnis zur Heimat, „die schwarzes Brot gibt und von Wein nichts weiß", steht die Freude an den Wundern südlicher Landschaft, ihren Göttern, ihren Einsiedlern und Priestern, ihren seltsamen Tieren. Am feinsten und tiefsten ist der letzte Teil, der dem Ganzen den Namen gibt „Die köstliche Begegnung". Hier kommt das Innerlichste und Letzte zur Sprache, „das überlittene Leid", „der Schmerz, an Maß und Form zur Ruh' gebracht", „das Dulden, das Wachsen ist", das Gebet ohne Worte — darüber möchte ich nichts sagen, das muß Jeder selbst lesen. Ada Weinel.

Der Eremit. Von Ebba Pauli. Aus dem Schwedischen. Heppenheim, Verlag Neu-Sonnefelder Jugend. Bd. 1, 4. Aufl. 173 S. 3 und 3.60 M.; Bd. 2, 230 S. 3.60 und 4.20 M.

Die dritte Auflage des ersten Bandes ist hier 1933 Sp. 330 empfohlen worden. Was an ihm zu rühmen ist, gilt auch vom zweiten Bande: die reine, klare Luft des Nordens, die Kraft einer Dichterseele und die Innigkeit schlichten Christentums sind in diesen Erzählungen von einem Einsiedler vereinigt, der in Schweden im Mittelalter lebte. Das Bekenntnis, mit dem er stirbt, finden die Leser am Schlusse dieser Nummer. M

Germanisches Märchenbuch. Herausgegeben von Erich Wolf. 340 S. mit 100 Zeichnungen von Tamara Ramsay. Jena, Diederichs. 4.80 M.

Man schlägt irgendwo auf und ist gefesselt, und das Schöne ist, daß es Jedem so ergeht, sei er nun zehn oder zwanzig oder sechzig Jahre alt. Es ist ja so, daß das, was wir „Poesie" nennen, die Menschen kaum irgendwo so unmittelbar ergreift wie im Märchen. Wolf hat Märchen aus den verschiedensten Ländern und Gegenden zusammengesucht, aus den nordischen Ländern wie aus der Steiermark und den Gegenden an der Donau, aus England wie aus der Heimat der Edda. Von ganz besonderem Wert sind auch die sehr feinen, aus dem Innen der immer wieder anderen Welt gewordenen Zeichnungen — und so ist es ein echtes Volks- und Hausbuch, das Vielen Freude zu bringen vermag. Erich Bockemühl

Mit dem weißen Segel! Zwölf Betrachtungen von Karl Hesselbacher. Potsdam, Stiftungsverlag. 93 S. 1.20 M.

Hesselbachers Feinheit und Gestaltungskraft sind bekannt. Auch an dieses Buches männlicher Frömmigkeit werden Viele Freude haben. Und wenn jemand sucht, wo er aus dem Kreise der „Deutschen Christen" ein Zeugnis finde, das auch Anderen zeigt, was die Besten unter ihnen meinen — hier ist es. M

Licht, Liebe, Leben. Mensings unter diesem Titel bei Hackarath in Dresden erschienene, hier 1933, Sp. 1092, empfohlene und Vielen unserer Freunde wert gewordene Sammlung von Betrachtungen und Gedichten (228 S.) ist im Preise herabgesetzt und kostet jetzt nur noch 3 M. (mit Bild M.s 3.50 M.). M

Sein Weihnachtsabend und andre Weihnachtsgeschichten. Von Hermann Oeser. Heilbronn, Salzer. 94 S. 80 Pf.

Für alte Leser der CW alte Bekannte. Aber liebe, denen man gern wieder begegnet. Und Mancher, der Oeser noch kaum kennt, wird sich freuen, sie kennenzulernen, und nach mehr von seinen Werken fragen. M

Weihnachtsfreude. Ansprachen und Erzählungen von Carl Onnasch. Görlitz, Hoffmann und Reiber. 1 M.

Onnasch ist Vielen durch sein Sternenbüchlein bekannt geworden. Das eben erschienene Büchlein aus seinem Nachlaß enthält Christnachtansprachen, Weihnachtserzählungen und Kindheitserinnerungen, Geistliches und Weltliches nicht nebeneinander, sondern ineinander. Hier haben wir einen Weihnachtsprediger, dem das Herz vor himmlischer Weihnachtsfreude schier springen möchte, der die überirdische Weihnachtsmusik aus dem Lobgesang der Engel wie aus dem Sphärensang des Universums und aus dem „Brummkreisel", dem liebsten Weihnachtsspielzeug seiner Kinder und seiner eigenen Kindheit, hört. Das Buch ist mit einem feinen Bild des Heimgegangenen geschmückt. Es kann Vielen den Weg zu wahrer Christfreude zeigen, auch solchen, die nicht zur gläubigen Gemeinde gehören und doch „nicht ferne sind dem Reiche Gottes".

Theodor Treu.

Die rettende Stund. Adventsgeschichten von Paul Jaeger. Heilbronn, Salzer. 110 S. 1 M.

Fröhlich soll mein Herze springen. Herausgegeben von Hermann Bach. Berlin, Acker-Verlag. 64 S. 70, geb. 90 Pf.

Geschichten und Gedichte zum Advent. Aber wie man in der Adventszeit schon Weihnachtsgeschichten lesen kann, so in der Christzeit noch Adventsgeschichten. Eine tiefernste ist in Bachs Buch, von einem schließlich durch Unfall verunglückten Sohn, dem der Vater lange keine Liebe und kein Vertrauen schenkte; und die Fehler des Jungen ruhten doch auf unerkannter Krankheit. Die Art Jaegerscher Adventsgeschichten ist unseren Freunden vertraut. Von den drei hier vereinten spielt eine in Basel, eine in Thüringen, eine in Heidelberg. In ihrer Art verschieden und doch mit einem Grundton. Man lese sie und freue sich daran. M

Aus Zeit und Ueberzeit. Von Anna Schieber. 93 S. 1 M. Geb. 1.80 M. — **Aus dem Weihnachtsbilderbuch.** Von derselben. 78 S. 80 Pf. Beides Heilbronn, Salzer.

Ihr meint wohl, ich sollte euch vom Inhalt der Bücher sagen? Inmitten vieler Arbeit habe ich daran viel Freude gehabt; die sollen auch viele Andre sich verschaffen. Das zweite Buch enthält Geschichten, als erste die, die im vorigen Jahre in der CW stand: „Der Cherub steht nicht mehr dafür"; im andern sind „lose Blätter", Erzählungen oder (wenn das Wort nicht pastoral klänge, möchte man sagen:) Betrachtungen, in denen wirklich das Ewige durch das Zeitliche hindurchschimmert. M

Land ohne Tränen. Von Friedrich Schnack. Leipzig, Insel-Verlag. 49 S. 80 Pf. (Insel-Bücherei 459). Zwei arme Kinder stehen vor einem Spielzeugladen; er tut sich auf, und sie verleben ein paar Stunden in der seligen, bunten Welt, die dort ist. Spiel und Tiefsinn, Scherz und Ernst verweben sich in diesen phantastischen Traumbildern; ist die Bilderbogenart in den Versen gut getroffen, manches auch arg modern, so sind einige Zeilen fast goethisch schlicht: „Vom Spiele lernt, vom Kindersinn; die höchste Weisheit steckt darin." Der bunte Umschlag ist entsprechend fabelhaft, und der Schluß versöhnend: als sie nach 7 Uhr wieder draußen stehen, trifft sie der Vater, der doch gerade gut verdient hat und ein paar bescheidene Weihnachtsgeschenke für sie hat. Wir wollen aber die Wirklichkeit der armen Kinder nicht vergessen. M

Das Riesenspielzeug. Von Emil Strauß. München, A. Langen, G. Müller. 992 S. Geb. 10.50 M.

In der Hoffnung, nach Weihnachten dem wertvollen Kunstwerk des urbadischen Dichters in verdientem Umfang gerecht werden zu dürfen, sage ich heute nur Folgendes: In diesen fast tausend Seiten Erzählung steckt nicht nur echte und wertvolle Erzählungsart, sondern hier klingen so ziemlich alle Fragen unseres privaten und öffentlichen Lebens auf. Hier flammen Blitze und plätschern Bächlein um alle die Dinge, in und mit denen wir groß geworden und doch bis zum heutigen Tag nicht fertig geworden sind! Der Rahmen der umfangreichen Erzählung, jener Versuch der sogenannten „Manschettenbauern", es den wirklichen Bauern gleichzutun, das

Landleben und das Landwirtschaftsleben nicht minder zu heben, wie das Stadtkulturleben und Geisteskulturleben wieder in Erdennähe zu bringen, dieser mehrfach schon unternommene Versuch ist mit all seinen lustigen und weniger lustigen Bestandteilen voll echten Humors geschildert; aber das Buch als Ganzes ist viel ernster zu werten. Vor allem sind es nicht nur lebensreformerische Dinge, die hier Strauß als „Fachmann" schildert. Er war ja mit Emil Gött in jener von ihm jetzt verdichteten Art und Weise eine Zeitlang tätig. Sondern daß Jemand, der „es gar nicht nötig hat", immer wieder die religiöse Frage aufgreift, daß ein völlig von Kirche und Theologie abseits Stehender von Gott und Jesus kündet, das sei an dieser Stelle herausgehoben. Daß dieses Künden wahrlich nicht in der kirchlich approbierten Art und Weise geschieht, dort mitunter sogar Anstoß zu wecken geeignet ist, das ist begreiflich. Aber „ich sage nicht, daß dies ein Fehler sei!" Bruno Goldschmit

Heimgang in Flandern. Von Walter Kramer. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 118 S. Geb. 3 M.

Ein glänzend geschriebenes Buch voll geheimnisvoller Spannungen und Rätsel, deren volle Lösung wohl nur der findet, der den ungeheuren Krieg in seinen inneren und äußeren Auswirkungen bis ins Letzte miterlebt hat. Scheinbar hinter die bürgerliche und Beamtenexistenz des Helden zurückgetreten, wird er anläßlich einer Reise nach Flandern noch einmal zur großen Wirklichkeit und setzt dem Leben, das ihm einstmals entronnen ist, Grenze und Ziel. Die Verknüpfung feinster Lebensfäden, der schöne und starke Ton von Kameradschaftlichkeit auch dem edlen Vertreter des Feindeslandes gegenüber machen das Buch sehr anziehend trotz der großen, fast schicksalhaften Schwere, die über ihm liegt. Emma Müllenhoff

Das Herz spricht. Von Gustav Schröer. Stuttgart, Quell-Verlag. 95 S. 1.50 M.

Mehrere kleine Geschichten, ungleich im Wert. Manche allzu gefühlvoll, andere fein und hübsch. Am besten scheinen mir die beiden „Das Bild in der Fensterscheibe" und „Das Urlaubsgesuch". Julie Schlosser

Kampf um die Wildnis. Von Hans Tolten. Frankfurt a. M., Ruetten & Loening. 270 S. Geb. 4.80 M.

Bücher solcher Art bedeuten, wenn sie den richtigen Lesern begegnen, wirkliche Kräfte, die an der seelischen Gestalt des Menschen segenbringend arbeiten. Der Inhalt dieses Buches sind die spannenden Abenteuer eines jungen Deutschen in Südamerika, gewissermaßen die Fortsetzung des Buches „Die Herden Gottes", die des Verfassers erste Jugenderlebnisse erzählten. Besonders vieles und mit einem weiten, guten Blick Gesehenes weiß er von den Indianern dieser Gebiete zu sagen. Ein prachtvolles Abenteuerbuch, aber viel mehr! Eines der erschütterndsten Bücher, die ich kenne; es führt ohne jedes Pathos tief in die herzzerreißenden Rätsel des Lebens, denen wir begegnen müssen, wenn wir mit Verantwortung leben wollen und nicht in einer dauernden Flucht. Die Schuld der Menschheit gegen die ihr anvertraute Erde mit dem, was darauf lebt, steht wie in einem blendenden Scheinwerferlicht da in drei Geschehnissen: ein ganzer weiter, herrlich blühender und fruchttragender Orangenwald bis auf den letzten Baum geschlagen zur Gewinnung von duftendem Oel — zur Parfümbereitung. Eine Kolonie von Tausenden von Silberreihern ausgerottet, die alten Vögel erschossen, alle Nestlinge verhungert, Berge von Verwesung und Nächte voll von klagenden Rufen der Kleinen — und alles das, weil die wenigen Schmuckfedern, die ein Silberreiher in der Brutzeit trägt, gerade noch modern waren. Ein ganzer, freundlicher, friedlicher Stamm der Chacoindianer, ein gesunder Stamm auch, mit gesundem Leben, systematisch durch raffiniert abgemessene Rationen von Alkohol willenlos gemacht und dem Untergang zugejagt, damit sein Gebiet ungehindert von zwei weißen Männern ausgebeutet werden konnte. Nebenbei sind die großen Kolonien der Sumpfbiber ebenfalls vernichtet worden; Hunderte von Tellereisen standen zur Verfügung. Weiß Gott, in diesem Buch lernt man verstehen, daß man nicht Gott dienen kann und dem Mammon. Julie Schlosser

Der Erbe. Eine Erzählung von Martin Raschke. Frankfurt a. M., Rütten und Loening 1935, 163 S. 5 M.

Ein feines, sauberes Buch. Die Fabel ist leicht wiederzugeben, aber was man so Fabel nennt, gibt es eigentlich nicht. Ein junger Mensch entdeckt sich selbst und kommt darüber zur Ruhe. Er entdeckt sich auf seinem Heimatboden, dem er fremd war, und im Verkehr mit seiner Sippe, die ihm bis dahin auch fremd war. Das begibt sich in einem Dorfe auf dem Kamm des sächsischen Erzgebirges, dort, wo man nach Böhmen hinüberschaut. Wir weilen gern eine Zeitlang unter diesen einander so verwandten und doch so verschiedenen Menschen mit ihren Tugenden und Schwächen, und sind reicher geworden, wenn wir von ihnen Abschied nehmen. Die Natur ist auch da; ein Gewitter und Andres vergißt man nicht. Aber all der Reichtum wird einem mit einer soliden Sparsamkeit zugemessen. Es gibt kein Geschwätz. Und so begegnet man auch nur selten Reflexionen des Dichters wie dieser (S. 152): „Es ist leicht, einen Menschen wie Reinhold Berger als schwächlich oder doch zu empfindsam zu bezeichnen. Aber die Wege, die einen Jeden zum Mannsein führen, die Schar der Enttäuschungen über sich und über die Anderen, sind verschieden schmerzhaft, und es ist nicht recht, einen werdenden Menschen nach etwas Anderem als seinem späteren Vollendetsein zu beurteilen." Das bedeutet also nicht, daß der Dichter moralisiere. Er erzählt, und seine Figuren und Häuser erzählen. R

Der singende Fisch. Von Ruth Schaumann. Berlin, G. Grote 1934. 306 S. 20 Tafeln. Geb. 6.80 M.

Ein Buch für stille Feierstunden. Alte, wohlbekannte Märchen und Legenden läßt Ruth Schaumann neu vor unserer Zeit erstehen. Was die alten Märchen holzschnittartig knapp bringen, das kehrt auch in diesen acht Erzählungen wieder. Aber die wunderbaren Ereignisse bilden nur den Hintergrund, vor dem das innere Erleben der handelnden und leidenden Gestalten dem Leser nahegerückt ist. Die Wandlung der Herzen ist nunmehr das Wunderbare: leise und unmerklich streifen die im Kampfe des Lebens Stehenden die Fehler und Schlacken ihres Wesens ab, bis das Gute in ihnen zum Siege gelangt. In der ihr eigenen Innigkeit bezieht Ruth Schaumann die Natur, Tiere, Pflanzen, Steine und Elemente in den Bereich der Handlung ein; nur wer auch für dieses verborgene Leben Sinn hat, dem erschließt sich das Märchen ganz. Zu den acht Erzählungen, von denen Ave von Rebenhagen bereits früher erschienen ist, hat die Verfasserin im Stil alter Miniaturen zwanzig außerordentlich stimmungsvolle farbige Bilder beigefügt. So zeigt sich das neue Ruth-Schaumann-Buch als ein rechtes Geschenkbuch für besinnliche Menschen. Möchte es auf viele Weihnachtstische Friede und Freude bringen! Helene Glaue

Die Fahrt zu den Vätern. Roman von Otto Brües. Berlin, G. Grote 1934. 371 S. 4 und 5.60 M.

Ein liebenswertes Buch. Man hat herzliche Freude an dem kleinen Helden Eicke Bosch, dessen Vater im Krieg gefallen ist und der nun als Schüler auf einer jungenhaft abenteuerlichen Fahrt durch Norwegen in Fridtjof Nansen einen neuen, geistigen Vater findet. Allein das aus männlicher Verehrung gewachsene Denkmal für Fridtjof Nansen, das aus diesem Roman ragt, macht das Buch wesentlich, und so hat es auch seinen dichterischen Glanz gerade in den norwegischen Kapiteln und sonderlich in der erregenden Geschichte aus dem russischen Hungergebiet, die Fridtjof Nansen kurz vor seinem Tod erzählt. Daß das Buch anfangs und in dem (übrigens vorzüglich geschriebenen) Schlußkapitel von dem Untergang der „Niobe" nicht gleichmäßig bildhaft und zwingend ist, weil da die reichlich zusammengebogene Konstruktion der Handlung durchscheint, muß angemerkt werden. Es lohnt sich aber, über die ersten sechzig Seiten, die auch sprachlich schwach sind und nicht ganz frei von politischen und familiären Sentimentalitäten, hinwegzulesen in die schöne und aufrichtig herzliche Mitte des Buches. Diesen Roman soll man vor allem jungen Menschen geben, die noch dem äußerlichen Heldentum verfallen sind, damit sie sich vor dem heroischen Einsatz der Menschenliebe eines Nansen und vor dem stummen Tod des Schiffskadetten Eicke Bosch beugen. Johann Heinz Beckmann

Der Ruf der Göttin. Roman von Grigol Robakidse. Jena, Eugen Diederichs 1934. 216 S. 3 und 4.80 M.

Robakidse erzählt wieder aus seiner Heimat Georgien, in der zwischen Christentum und Bolschewismus unbekümmert jahrtausendealt noch Heidentum lebt. Er erzählt die Legende von dem Jäger, der der Waldgöttin verfallen ist und seine am heiligen Steinbock frevelnde Liebe zu einer ebenbildhaften indischen Frau mit dem Tod sühnen muß. Diese Erzählung hat bannende Kraft, Kraft unmittelbarer Sinnlichkeit, Kraft des Hintergrundes und Kraft des lebendigen Daseins von Mensch, Tier und Wald, Kraft gestaut im Wort und in der knappen Szene. Und wenn nicht Robakidse hier und da seine Erzählung mit merkwürdigen Gedanklichkeiten belastet hätte, wenn er nicht selbst hier und da die Dinge, die er schildern will, mit gedanklichen Bezeichnungen geschmälert hätte — Worte wie „kosmisch", chthonisch", „mythisch" stören gerade da erheblich, wo Kulte und Lebensvorgänge, die der Forscher im Anstand ordnend so benennt, dichterisch dargestellt werden — wenn also nicht Robakidse hier und da selbst schon gebrochenen Abstand hätte zu der heidnischen Urkraft seiner Heimat, dann gehörte dieses Buch sicher zu den wichtigsten Neuerscheinungen, weil wir heute die wirklich ungebrochene und ergriffene Darstellung lebendigen Heidentums brauchen in einer Zeit, in der unverantwortlich Heidentum gefaselt wird von Leuten, die nicht einmal mehr einer mythischen Vorstellung fähig sind. Aber auch so bleibt diese Legende gewiß wirksame Dichtung, von der ein starker sinnlicher Zauber ausgeht. Johann Heinz Beckmann

Der Sohn des Heiligen. Von Beate Bonus. Potsdam-Berlin, Sanssouci-Verlag 1934. 269 S. 4.20 und 5.20 M.

Der Heilige ist Olaf, sein Sohn ist König Magnus der Gute. Beide Namen sind eng verflochten in die Irrnisse und Wirrnisse der nordischen Geschichte des 11. Jahrhunderts. Norwegen, das durch Olaf von der dänischen Herrschaft befreit worden war, hat die Selbständigkeit nach dem Tode Olafs wieder verloren. Unter dem Drucke der Fremdherrschaft bleibt das Andenken Olafs um so lebendiger: im geheimnisvollen Dunkel einer Verschwörung der Erlesenen des Landes reift der Plan, seinen jungen Sohn Magnus aus der Fremde heimzuholen und zum Könige zu machen. Magnus Olafsson folgt dem Rufe, befreit sein Land, dehnt seine Herrschaft aus, auch über Dänemark, teilt, um die aufgeregten Völker zu befrieden, freiwillig die Gewalt mit seinen Widersachern, ohne Dank von ihnen zu gewinnen. Er stirbt in jungen Jahren 1047. —

Diese geschichtlichen Vorgänge geben die Grundierung, die Beate Bonus farbenreich übermalt. Es entsteht ein prächtiges Gemälde, das — bei aller Fülle der Motive — eine fast monumentale Geschlossenheit zeigt. Da Beate Bonus den Stil der Saga wie ihre Muttersprache handhabt, fügen sich Inhalt und Form zu völliger Einheit, und indem sie die Vorgänge wie Quadern aneinandersetzt, ohne sie stilwidrig mit breitwürfigen psychologischen Erörterungen zu verkitten, kann sie eine große Fülle von Leben und Geschehen auf engem Raum zusammendrängen. Ueber dem Lesen vergißt man völlig zu fragen, was Geschichte, was dichterische Erfindung ist, und bleibt ganz im Anschauen dieser Welt versunken, deren eigenartige Prägung der Kampf dessen, was war und was wird, ist, sowie der Zusammenprall des Eigenwillens mit dem instinktiven oder auch bewußten Willen nach staatlicher Bildung und Bindung und die Verschmelzung klagloſen Schicksalglaubens mit wachsendem Verantwortungsgefühl. Zwar triumphieren oft genug Verrat, Gewalt, Gemeinheit; trotzdem erscheint das Leben gerechtfertigt, da es auch Treue der Hingebung und die heldenhafte Größe einsamen Duldertums gibt. Hans Weichelt

Sonne über Deutschland! Roman von Gertrud Prellwitz. Bad Blankenburg i. Thür., Maien-Verlag. 3. Tausend. Kartoniert 4.50 M., gebunden 6 M.

Zwei unter sich verbundene Hauptgedanken befruchten das Schaffen der Dichterin. „Gehorche der innern Stimme", heißt der eine. „Diene und liebe" der zweite. So sagt auch der Held dieses Romans: „Ich werde immer, wenn ein innerer Befehl kommt, diesem mehr gehorchen als dem äußern Vorgesetzten." Er handelt auch so. Aber diese Gewissenstat ist, da sie aus der Quelle alles Lebendigen, aus Gott strömt, nie ein selbstsüchtiges Sich-durchsetzen-wollen, sondern immer liebender Dienst am Bruder, am Volke. So ist der freie Mensch, der Gott allein gehorcht, auch der schaffende, den Andern Heil und Liebe bringende Mensch. Nur aus solch reiner, echter Innerlichkeit kann die „Sonne über Deutschland", über der Menschheit aufgehen, mahnt Gertrud Prellwitz. Wer sich durch das Pathos, hie und da auch einen allzu gefühligen Satz nicht abschrecken läßt, zu den wahren und tiefen Grundgedanken dieses Buches durchzudringen, der findet darin die besten Kräfte zur Erneuerung des deutschen Volkes ausgesprochen zum ersten Male 1927, da noch die meisten kaum darauf zu hoffen wagten. Er findet aber auch ernste Warnung vor den Gefahren, die dem Kommen einer neuen Zeit im Wege stehen. So ist der Roman ein Buch freudiger Siegesgewißheit, aber auch heiligen Ernstes.
Rudolf Schwarz

Der Apfel in der Kirche und andere Geschichten. Von Regina Ullmann. Freiburg i. B. Herder 1934. 196 S. 2.40 und 3.40 M.

Feine kleine Erzählungen, von einem zarten Duft fast mystischer Poesie umwoben, werden uns hier geboten. Von besonderem Reiz sind die Kindergeschichten, bei aller Poesie wirklichkeitsnahe, selbst die, die dem Buch den Namen gibt, in ihrer Tiefe und Wahrhaftigkeit freilich wohl nur dem verständlich, der selbst lange in katholischem Lande gelebt hat. Ein köstlicher Humor durchzieht die erste Geschichte „Die Kutsche", die von zwei kleinen Mädchen handelt, die hinter dem Rücken der Mutter mit entwendetem Geld eine Kutschfahrt unternehmen und sich eigensinnig zur Durchführung verpflichtet fühlen, obgleich sie durch uneingestandene Gewissensbisse den kleinen Seelen eher zur Qual als zur Freude wird. Alles in allem ein feines Buch, wohl des Lesens und Verschenkens wert.
Helene von Dungern

Levantepott im Mittelmeer. Karl Immes abenteuerliche Seefahrt mit Mustafa, Krischan und den Dalmatinern. Für deutsche Jungen erzählt von Karl Helbig. Stuttgart, D. Gundert Verlag 1934. 126 S. 1.90 M.

Ein empfehlenswertes Buch für unsere Buben von 9 bis 15 Jahren. Eine Seereise, erzählt von einem in Seefahrt und fremden Ländern Kundigen, so daß dem jungen Leser sich auch allerlei Einblick in Land und Leute erschließt. Und dabei unterhaltend.
Walther Buder

Die Bergmanskinder. Von G. van Nes-Uilkens. Berechtigte Uebersetzung aus dem Holländischen von Hanna Corbach. Stuttgart, J. F. Steinkopf 1934. 272 S. 4.50 M.

Mit tapferem Wirklichkeitssinn, köstlichem Humor und zarter Innerlichkeit erzählt die Verfasserin von dem sprudelnden Leben in dem Hause des Pastorenehepaares Bergmans, zeichnet ihr wunderschönes „Daheim", das mit seiner „guten und gerechten Zucht" den zehn Bergmanskindern ein „Gefühl unendlicher Sicherheit" dem Leben gegenüber gibt, und aus dem sie hinausziehen als reiche Menschen, obwohl das Elternhaus ihnen nichts mitgibt als einen unerschöpflichen Schatz der Erinnerungen. — Ein Familienbuch, von dem man sich eine Fortsetzung wünschte! Anni Bouché

Deutschland, ich komme! Von Paul Enderling. Stuttgart, Thienemann. 80 S. 1.60 M.

Etwas romanhaft, wie sich das für ein Jungenbuch gebührt, aber sehr lebendig geschrieben, und eine im Grunde tiefernste Geschichte: von einem deutschen Siedlerjungen aus Bessarabien, der mit Lebensgefahr aus Rußland das vergrabene Geld seiner bei der Flucht ertrunkenen Eltern herüberholt, um dann nach Deutschland auf die Schule zu gehen; dazu allerlei Bilder von der Not deutscher Brüder draußen. Auch wer Rumänien nicht kennt, wird's mit Freude lesen.
M

Joes Abenteuer im wilden Westen. Von Stephan Berghoff. Mit Bildern von Johannes Thiel. Freiburg i. Br., Herder 1934. 200 S. 2.40 und 3.40 M.

In rascher Folge zieht der bunte Abenteurerfilm des Buches mit wechselnden Gestalten und Situationen am Leser vorüber und wird mit seinem unverfälschten Wildwestgeruch des Selbsterlebnisses unsern Jungen eine spannende Lektüre sein. Anni Bouché

Achtung! Achtung! Hier ist der kleine Muck! Von Herbert Alexander. Mit Bildern von Robert Mummendey. Freiburg i. Br., Herder 1934. 128 S. 3 M.

Der Verfasser erzählt die Geschichte des kleinen „Muck", dem sein Buckel und ein auch sonst unschönes Aeußere den Weg zu Glück und Aufstieg verbauen. Ein neugewonnener Freund, der ebenso kesse wie gutmütige „Schmitz", entdeckt Mucks Erzähler- und Vortragstalent und bringt als geschickter Manager den Freund an den Rundfunk. Das Darstellertalent des Verfassers gibt auch unwahrscheinlichen Heldentaten der beiden Jungens Wahrscheinlichkeit und streut Hände voll Goldkörner echter Lebensweisheit in die Erzählung hinein. Anni Bouché

Durchbruch. Worte für ein Jahr. Gotha, Klotz. 29 S. 40 Pf., Mengenpreise.

Zum guten Teil überraschend schöne und treffende Aussprüche und Gedichte, für jeden Monat zwei oder drei, aus Werken ausgewählt, die im Klotzschen Verlag erschienen sind; auch einige bisher ungedruckte. Man gewinnt einen guten Eindruck von der geistigen Haltung der hier verlegten Bücher. M

Gedanken sind Kräfte. Von Maria March. Selbstverlag, Charlottenburg, Sophienstr. 26. 4. Aufl. 187 S. Geb. 2.50 M.

Eine sehr ansprechende Sammlung von mehreren Sprüchen für jeden Tag, aus Bibel und Weltliteratur. M

Handreichung zur täglichen Morgenwache. Kassel-Wilhelmshöhe, Eichenkreuz-Verlag. 239 S. **Morgenwache.** Wegleitung zum täglichen Bibellesen. Ebd. 63 S. Die „Morgenwache" enthält nur ganz kurze Bemerkungen, die „Handreichung" kurze Betrachtungen, die meist schlicht und lebendig, also in der Tat für junge Menschen geeignet sind. M

Gang zum Krippelein. Von Walther Hensel. **Weihnachtslieder für Klavier.** Von Konrad Ameln. **Alte Weihnachtsmusik für Klavier.** Von Richard Baum. Kassel, Bärenreiter-Verlag. 1.50, 1.20 und 1.60 M.

Diese neuen Weihnachtsnoten sind „Alte Weihnachtsmusik". Wir Deutschen, die in so vieler Hinsicht unsere deutsche Seele verloren hatten, wir hatten ja doch eigentlich auch unsre deutsche Musik verloren — und daß wir sie schon ganz und gar wiedergefunden hätten, will wohl keiner behaupten. Aber daß wir Weihnachten statt der süßlich-sentimentalen Lieder einer sogenannten Frömmigkeit wieder und wenigstens mehr wieder die alten herb-schönen, wahrhaft frommen und dazu so in Bild und Klang weltfröhlichen Gesänge anstimmen, das ist doch ein gutes Zeichen. Und wenn in dem mir vorliegenden Büchlein von Hensel, das vierzig alte Lieder in den verschiedensten Bearbeitungen enthält, wieder einmal klar ausgesprochen ist, daß das bürgerlich-biedermeierisch-idyllische „Stille Nacht" wohl hübsch und gefällig ist, daß es aber nicht im entferntesten das eigentliche weihnachtliche Erleben (eines volksmäßigen Zuges ins Große, Weltumspannende, wie wir ihn in den andern Liedern erkennen) zum Ausdruck bringt, dann sollen wir uns darüber von Herzen freuen. Die drei Hefte sind für eine rechte und gute Hausmusik zu empfehlen, aber auch so, daß mit ihnen dem Leiter und Gestalter einer Weihnachtsfeier, sei es in Kirche oder Schule oder in den Veranstaltungen des Jungvolks, und dazu auch dem Organisten das gegeben wurde, was ihm fehlte. Die Lieder des Büchleins sind kanonartig oder für Begleitung mit Geige, Bratsche, Klarinette usw. gesetzt, die Weihnachtslieder für Klavier sind natürlich auch auf dem Harmonium und der Orgel zu gebrauchen, sind einfach im Satz und doch, wo es angebracht ist, farbig und in der Harmonieführung recht interessant. Es sind bekannte und unbekannte; ich bin für alle dankbar und habe in ihnen für Chor und Orgel auf dem Dorfe ein feines Material, wie nicht zuletzt auch in dem Heft der Alten Weihnachtsmusik für Klavier. Alte Meister, Telemann, Böhm, Kaufmann, Walther u. A., und was das Köstliche ist: diese Stücke (wer die alten Meister kennt, dem ist das selbstverständlich) sind für die Orgel im großen Gottesdienst angebracht und auf dem Klavier und Harmonium zu Hause leicht zu spielen. Erich Bockemühl

Die heilige Weihnachtsgeschichte. Von Ferdinand Hummel. Für eine mittlere Stimme (Frauen- und gem. Chor, sowie ev. Melodram) mit Klavier-, Harmonium- oder Orgelbegleitung, aus „Frieden auf Erden". Ein musikalisches Weihnachtsspiel in drei Bildern von Marx Möller. Berlin, Verlag Harmonie, 3 Mark.

In der vorliegenden Form nimmt diese Kantate Rücksicht auf die verschiedensten Besetzungen, so daß sie in ihrer leichten Ausführbarkeit und ihrem gepflegten Stil dem Wunsch vieler Kirchenmusiker entgegenkommen wird, die weder unsere großen Weihnachtsoratorien oder Liederspiele, noch die alte, schlichte, musikalische Lesung der Weihnachtsgeschichte wagen können.
Elisabeth Noack

Weihnachtsspiele und -bücher. Von Erich Bockemühl.

Weihnachtsspiele für Kinder in Schule und Haus. Perthes, Gotha. Etwa zwanzig kleine Szenen (Nikolausabend, Dorfgespräch vor Weihnachten usw.). Und den Menschen ein Wohlgefallen. Norddeutsche Kinderspiele. Eduard Bloch, Berlin. Kinder unterhalten sich und spielen dann das Herbergsuchen. Eine Sprecherin rückt das Ganze ins Symbolische. So durch das Jahr. Sprech- und Spielszenen. A. Strauch, Leipzig. Zwei innige, mädchenzarte Szenen: Auf Weihnachten zu und Die kranke Freundin. Sei uns willkommen, Kindelein zart. Ebd. Die Heilige Nacht. Um das Kindlein Jesus. Die Stille Nacht von Bethlehem. Sämtlich Callwey, München. Die ersten beiden für Kinder, das letzte für Jugendliche.

Die Weihnachtsspiele Bockemühls wuchsen ganz aus der Sphäre des freien Sichgebendürfens der Kinder. Man erlebt das erst deutlich, wenn Kinder, die Aehnliches erleben durften, diese Spiele wirklich spielen. Die Spielfabel trägt immer das Merkmal des Kindhaften und nie des Erwachsenen, der gern etwas Pointe in die ganze Sache hineingeschmuggelt hätte. Weder pädagogischen noch literarischen Verführungen ist B. erlegen. Seine Spiele wurzeln ganz in einer dogmenfreien, christlichen Sphäre. Schon in den Spielen für die Kleineren mischt sich das eigentliche Kindergut mit dem Volksgut organisch. In den Weihnachtsspielen für die Jugendlichen vereinigt B. Lyrisches und Dramatisches aus altem und neuem Volksgut sehr glücklich zu einem Ganzen. Meist sind es die Hirten, in denen das Dunkle, das Verzweifeln an der Zeit zum Ausdruck kommt, aber auch die Hoffnung, der Glaube an das Licht. Denn die Idee des Lichtes in der Finsternis ist das Grundthema. Und die Idee der Kindwerdung des Edelsten in jedem Menschenherzen ist ja so alt wie die Menschheit und kann erst mit ihr aussterben. Es ist wertvoll, wenn Kinder zunächst einmal in ganz echtes, ihnen gemäßes Spielgut eintauchen. Das wird sie allem Kitsch gegenüber kritischer machen. Und wahrscheinlich auch die Erwachsenen, die es noch nicht sind. Alle Spiele sind leicht spielbar, der szenische Apparat ist auf ein Minimum beschränkt.

Für Weihnachtsfeiern erschien bei Beltz in Langensalza „Wir feiern Weihnacht", Geschichten und Spiele für Kinder. Immer wieder ist es die Idee der unvergänglichen Weihnacht, die wie ein cantus firmus Bockemühls Dichtungen durchzieht. Wir haben es hier mit einer kerndeutschen, weil kindhaften, sehnsuchtsvollen und reinen Frömmigkeit zu tun. Wundervoll ist der Weihnachtschoral „Wir warten alle auf das Licht". In Bockemühls Büchern „Wunder der Weihnacht" (Rauhes Haus, Hamburg) und „Die unvergängliche Weihnacht" (A. Klein, Leipzig) wiederholt ein deutscher Dichter seinem Volk die frohe Botschaft in stiller Eindringlichkeit; er läßt das Wunder aufsteigen aus der ärmsten Alltäglichkeit, aus der Krippe dieser Welt blüht die Ewigkeit.

Heinrich Burhenne

Kalender 1935 (s. Sp. 1107). Kirchlicher Schreibtisch-Kalender. Von Günther Ruprecht. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. Von unzähligen Pfarrern gern benutzt; in mehr als 100 Blättern (für je drei Wochentage und für jeden Sonntag eins), mit Denksprüchen, Raum für Notizen u. dgl.; sehr zweckmäßig. — Jungenwacht Jahrbuch. Herausgegeben von Oswald Hanisch. Berlin, Furche-Verlag. 238 S. 1 M. Mit einem kurzen Aufsatz: Wie kam Jesus zu den Deutschen? Die Bilder werden vielen Jungen Freude machen; die (vereinzelten) religiösen Textstücke setzen Liebe zur Bibel voraus, wie das im BK möglich ist. M

*

Steinkopfs Verlag, Stuttgart, durch seine Bücher wohlbekannt, stellt in seiner Druckerei auch Gesellschaftsspiele her. Neu sind Kreuzwort-Pulok (2. M.) und Sag nix über Pulok (1.50 M.). Wir haben sie probeweise gespielt; sie sind klug ausgedacht, setzen auch bei den Teilnehmern allerlei Nachdenken voraus, werden aber von solcher Jugend und solchen Erwachsenen, die Sinn und Zeit für dergleichen haben — und sollte man die nicht irgendwann haben? — bald mit Eifer und Vergnügen gespielt werden.

Da diese Weihnachtsnummer, zugleich die letzte des Jahres, am 15. Dezember erscheint, also bereits Anfang Dezember in Druck gegeben werden mußte, konnten eine Anzahl Werke, darunter wertvolle, in ihr nicht mehr besprochen werden; sie trafen großenteils erst unmittelbar vor Abschluß dieser Nummer ein und seien hier genannt; Besprechung bleibt vorbehalten:

Briefe an Cotta. Band 3: Vom Vormärz bis Bismarck. 1833—63. Stuttgart, Cotta. 630 S. 11, geb. 14.50 M. (Briefe an den Verleger Cotta von Alexander Humboldt, Schäffle, Laube, Dingelstedt, Kinkel, Strauß, Kerner, Geibel, Hebbel, Keller, Riehl u. A.)

Isländerbuch. Von Arthur Bonus. Neue illustrierte Ausgabe in einem Band. München, Callwey. 382 S. Geb. 4.80 M.

Thule. Sagas von altgermanischen Bauern und Helden. Bearbeitet von Konstantin Reichardt. Jena, Diederichs. 236 S. Geb. 3.60 M.

Die Religion der Aegypter. Von Adolf Erman. Mit zehn Tafeln und 186 Abbildungen. Berlin, de Gruyter. 463 S. Geb. 7.50 M.

Hindenburg. Von Gerhard Schultze-Pfälzer. Mit 47 Bildern. Berlin, Ullstein. 316 S. Geb. 12 M.

Hindenburg als Christ. Von Wilhelm Irmer. Berlin, Acker-Verlag. 48 S. 60 Pf.

Wohin führt uns Jesus Christus? Ansprachen von Alfons Paquet, Alfred Garrett, Emil Fuchs. Pyrmont, Quäker-Verlag. 64 S., 80 Pf.

Das deutsche Herz. Ein Volksbuch deutscher Gedichte. Herausgegeben von Rudolf Mirbt. Berlin, Ullstein. 320 S. 2 und 2.85 M.

Die deutsche evangelische Pfarrfrau. Ihre Geschichte in vier Jahrhunderten. Von Hermann Werdermann. Witten, Luther-verlag. 384 S. Geb. 5.80 M.

Wilhelmine von Hindenburg. Die Geschichte einer Liebe. (Anfang des 19. Jahrhunderts.) Von Hans Eberhard von Besser. Leipzig, Max Möhring. 177 S. 2.10, geb. 3 M.

Sieben kleine Heimatlose. Eine Kindergeschichte aus Schweden. Von Laura Fitinghoff. Mit farbigen Bildern. Stuttgart, Gundert. 157 S. 3.60 M.

Rasmussens Thulefahrt. Von Knud Rasmussen. Gekürzte Volksausgabe. Frankfurt a. M., Sozietäts-Druckerei. 349 S. Mit Bildern. Geb. 4.80 M.

Nourraine, der Geschichtenerzähler. Roman von Fred Neumeyer. Ebd. 260 S. 3.80 und 4.80 M.

Briefe eines baltischen Idealisten an seine Mutter (1833—75). Gestaltet von Johannes Werner. Leipzig, Köhler & Amelang. 304 S. (Briefe des Arztes, Naturforschers und Schriftstellers Georg v. Schultz, von Werner, der die Kügelgenschen Briefbände herausgab, in gleichem Sinne bearbeitet.)

Eia Weihnacht. Christgeburtspiel. Halle a. S., Verlag deutscher Bibeltag. 22 S., Aufführungsrecht 1 M.

Grenzlandkirche. Von Otto Michaelis. Essen 1934, Lichtweg-Verlag. 192 S. 7.50 M.

Das ewige Gotteswort. Von Eberhard Müller. Berlin, Furche-Verlag. 95 S. 1.80 und 2.40 M.

Deutschlandreisen in alter Zeit. Von Ernst Heilbronn. Frankfurt a. M., Sozietäts-Verlag. 270 S. 5.40 M.

Wir gehen dahin. Herausgegeben von Kurt Ihlefeld. Berlin, Eckart-Verlag. 66 S. 1 M.

Der Augenblick. Sechs Erzählungen von Otto Gmelin u. A. Ebenda. 79 S. 1 M.

Ein Weihnachtslied. Von Rudolf Alexander Schröder. Ebenda. 36 S. 1 M.

Die hellste Nacht. Von Klara Hofer. Ebenda. 86 S. 1.60 M.

Chronik

Staatliche Maßnahmen

Der Reichs- und preußische Minister des Innern hat über die Aussprache in öffentlichen Versammlungen mit religiösem oder weltanschaulichem Thema einen Erlaß an die Landesbehörden gerichtet. Es sei wiederholt beobachtet worden, daß die Aussprache, die sich an solche Vorträge anschließt, in Formen geführt wird, die nicht nur der würdigen Behandlung des Vortragsgegenstandes abträglich, sondern auch den öffentlichen Frieden zu stören geeignet sind. „Es ist daher geboten, eine Aussprache in öffentlichen Versammlungen dieser Art grundsätzlich nicht zu gestatten. Will der Versammlungsleiter tatsächliche Berichtigungen oder Anfragen zulassen, die auch sachlich einwandfreien Rednern gegenüber unter Umständen notwendig werden, so ist hiergegen vom polizeilichen Standpunkt nichts einzuwenden."

Reichsminister Dr. Goebbels am 30. Nov. in Stettin: Die Kirche glaubt, daß wir uns als Reformatoren aufspielen wollten. Nichts, was uns ferner liegt. Wir sind keine Reformatoren. Wir sind politische Revolutionäre. Wenn die Kirche weiterhin das Bedürfnis habe, ihre Streitigkeiten vor dem deutschen Volke zu erörtern, und auch nicht davor zurückschrecke, im Angesicht der Oeffentlichkeit ihre schmutzige Wäsche zu waschen, dann nur unter zwei Bedingungen: 1. daß darunter der Staat keinen Schaden erleidet, und 2. dann nicht in unseren Versammlungssälen, sondern in ihren Kirchen, im Angesicht ihres Gottes, wenn sie den Mut dazu haben. Wir haben nicht den Ehrgeiz, auf ihre Kanzeln zu steigen, aber wir dulden auch nicht, daß sie auf unsere Rednertribünen kommen. Denn da haben sie nichts verloren. Ein 66-Millionen-Volk kann nicht 28 Landeskirchen haben. Es ist an der Zeit, diese 28 Landeskirchen zu einer großen Reichskirche zu vereinigen. Wir haben geglaubt, daß das reibungslos vor sich ginge. Denn es war nur zum Guten und Nutzen der Kirche gedacht gewesen. Es ging uns um große christliche Aufgaben. Wir haben gehofft, daß sie uns einen Teil der Arbeit und Sorge abnehmen würde. Sie hat es nicht getan, sondern ist sich in dogmatischen Haarspaltereien ergangen. Ich frage euch: Wäre es nicht besser von der Kirche gewesen, wenn sie in dieser Zeit größter Umwälzung statt dogmatischer Haarspaltereien innere Belebung der seelischen Kräfte gegeben hätte? FZ 2. 12. nach DNB.

Reichsminister des Innern Dr. Frick am 6. Dezember in Wiesbaden: „Es mag sein, daß die Reichskirchenregierung in dem Bestreben, die 28 Landeskirchen in der Reichskirche aufgehen zu lassen, etwas zu stürmisch vorging und Anordnungen erließ, die der nötigen Rechtsgrundlage entbehrten. Dadurch entstand eine Gegenwirkung. Schließlich sah aber die Reichskirchenregierung ein, daß dieser Weg einer besseren Fundierung bedürfe und sie hat da wieder angefangen zu bauen, wo die Rechtmäßigkeit absolut feststand, nämlich auf der rechtmäßig erlassenen Verfassung der Deutschen evangelischen Kirche. Der Staat denkt nicht daran, sich in kirchliche Dinge zu mischen, aber es besteht leider der sehr begründete Anlaß zu der Feststellung, daß sich unter dem Deckmantel kirchlicher Belange hier alle möglichen staatsfeindlichen und landesverräterischen Elemente sammeln, um auf angeblich rein kirchlichem Gebiet ihre Politik zu treiben und auf diesem Wege dem Dritten Reich Schwierigkeiten zu bereiten. Ich erkläre hierzu, daß die Reichsregierung nicht gewillt ist, dieses Treiben bis ins Endlose mitanzusehen, sondern daß sie entschlossen ist, dort, wo es die politischen Notwendigkeiten erfordern, auch gegen solche Staatsfeinde und Landesverräter durchzugreifen. Das deutsche Volk hat diesen Kirchenstreit satt. Es hat gar kein Interesse an diesem Zank der Pastoren. Die Reichsregierung hat jedenfalls gar kein Interesse daran, Kirchen, die der inneren Erbauung des deutschen Menschen dienen sollen, die aber nur Zank und Streit ins Volk tragen, mit zu finanzieren." FZ 8. 12. (s. auch Sp. 1160, Deutsche evangelische Kirche).

Alfred Rosenberg in Stuttgart (lt. Völk. Beob. 30. 11.): „Die Entdeckung der Rassenseele ist die revolutionäre Tat unserer Jugend. Damit steigt eine neue Anschauung dessen herauf, was wir unter Wahrheit verstehen. Wenn diese neue Weltanschauung Deutschland fruchtbar machen kann, dann ist sie für Deutschland einzig richtig und wahr. Unsere Partei steht jetzt vor einer ganz großen Prüfung: Ob sie ihre Weltanschauung zu erhalten gewillt ist, oder ob sie vor den alten Mächten kapitulieren will. Diese große Prüfung hat für uns alle erst jetzt begonnen. Von jedem von uns wird verlangt, daß er ein vollwertiger Zeuge dieses neuen Gedankens auf dem Platz ist, wo ihn der Führer hingestellt. Wir kämpfen nicht um Dogmen und weiter nicht um konfessionelle Bekenntnisse, sondern wir kämpfen um hochdeutsche Werte, wir glauben, daß die nationalsozialistische Weltanschauung in ihren fundamentalen Grundsätzen so weit gestaltet ist, daß innerhalb dieser Weltanschauung eine ganze Anzahl religiöser Bekenntnisse Platz hat."

Der Führer des Gebiets Niedersachsen der Hitlerjugend, Oberbannführer Blomquist, hat folgenden Tagesbefehl erlassen: „Meine Kameraden! Auf Befehl des Jugendführers des Deutschen Reiches erinnere ich euch erneut an die Verfügung, daß HJ- und DJ-Führer, die solche Hitlerjungen und Jungvolkjungen, die am Gottesdienst teilnehmen möchten, bewußt an der Teilnahme hindern, mit schwersten Strafen bis zum Ausschluß aus der Hitlerjugend zu rechnen haben. Eine Werbung für christentumsfeindliche Lehren wird innerhalb der Hitlerjugend nicht geduldet. Die Hitlerjugend ist an konfessionellen Dingen uninteressiert. Eine Werbung für die gegenchristliche Bewegung unter Führung des Herrn Hauer ist in der Hitlerjugend streng verboten." Aehnliche Verfügungen sind auch anderwärts ergangen. FZ 1. 12.

Professor Karl Barth hat sich nicht überhaupt geweigert, den Staatsdienereid auf den Führer zu leisten (s. Sp. 1108), sondern er wurde suspendiert und das Disziplinarverfahren eröffnet, weil er den Eid nur mit dem Zusatz leisten wollte: „soweit ich es als evangelischer Christ verantworten kann".

Die „Junge Kirche" Nr. 23, in der eine Botschaft der von der Bekenntnissynode eingesetzten vorläufigen Reichskirchenregierung abgedruckt war, ist beschlagnahmt worden; darauf wurde diese Zeitschrift verboten. Das Verbot ist wieder aufgehoben worden.

Professor Hans Leisegang in Jena, Philosoph, auch durch Arbeiten zur Geschichte der Religion bekannt, ist wegen abfälliger Aeußerungen über den Reichskanzler zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Die „Freireligiöse (deutschgläubige) Gemeinde Groß-Hamburg", die zum Bund freireligiöser Gemeinden gehört, ist aufgelöst worden, ebenso in Thüringen der Bund freireligiöser Gemeinden.

In Thüringen ist auch der „Bund christdeutscher Jungscharen" staatlich aufgelöst worden.

Auf die gegen Landesbischof Wurm und Oberkirchenrat Schauffler wegen Ueberweisung von landeskirchlichen Geldern auf ein anderes Konto (s. Sp. 861) erstattete Anzeige hin (Untreue) hat die Staatsanwaltschaft Einstellung des Verfahrens beantragt, und das Landgericht Stuttgart hat am 20. November entsprechend beschlossen. Die Kosten werden vom Staat übernommen. Eine Schädigung der Landeskirche sei nicht eingetreten. Es liege weder in objektiver noch in subjektiver Hinsicht hinreichender Verdacht vor, daß die Angeschuldigten sich der Untreue noch einer sonstigen strafbaren Handlung schuldig gemacht haben. Sie waren daher... „außer Verfolgung zu setzen".

Deutsche Evangelische Kirche

Reichsbischof Müller wendet sich im Gesetzblatt der Deutschen evangelischen Kirche gegen die am 23. November ergangene erste Botschaft der von der Bekenntnisfront eingesetzten vorläufigen Reichskirchenregierung; wer sich dieser Kirchenregierung unterstelle, verlasse damit den Rechtsboden der Verfassung der Deutschen evangelischen Kirche vom 11. Juli 1933 und werde die Folgen zu tragen haben.

Der deutschchristliche Pfarrer Themel in Berlin, Präsident des Zentralausschusses für Innere Mission, hat sein Amt niedergelegt.

Am 16. November wurden Präses Koch und Pfarrer Niemöller von Ministerpräsident Göring zur Aussprache empfangen.

Professor Karl Barth und Pfarrer Niemöller (Berlin-Dahlem) sind aus dem Bruderrat der Bekennenden Kirche ausgetreten, verbleiben aber in der Bekenntnisfront, Niemöller im Bruderrat der Bekennenden Kirche Altpreußens.

Am 7. November wurde in Bethel bei Bielefeld das erste Predigerseminar der Bekennenden Kirche mit 20 Kandidaten, Professor Otto Schmitz als Leiter und Lic. Karl Kampffmeyer als Studieninspektor, eröffnet. Das Elberfelder, das sich der Bekennenden Kirche unterstellt hat, ist mit 15 Kandidaten, darunter fünf aus Wittenberg, vollbesetzt. JK 22

Der am 21. Oktober in Berlin von Präses Koch ordinierte Pastor Großmann in Schneidemühl wurde von Propst Grell aus dem Dienste der Kirchenprovinz entlassen.

Die „Fränkische Wacht, Protestantische Wochenschrift", die seit zehn Jahren in Nürnberg erscheint, siedelt am 1. Januar 1935 als „Die Wacht" nach Darmstadt über. Die Hauptvereine des Evangelischen Bundes in Bayern, der Pfalz, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau, Hessen-Kassel und dem Rheinland sind daran beteiligt; Herausgeber wird D. Waitz, Schriftleiter D. Berck und der bisherige Schriftleiter Dr. Frenzel. Vierteljährlich 1.50 M.; Bestellungen an den Hauptverein Hessen des Evang. Bundes, Darmstadt, Schwanenstraße 29.

Die Zeitschrift „Deutsch-evangelische Erziehung" (entstanden durch Zusammenlegung der „Zeitschrift für den evangelischen Religionsunterricht" und der „Evangelischen Pädagogik") ist Fachorgan für den evangelischen Religionsunterricht im NS-Lehrerbund geworden.

Zur Lage der Deutschen Evangelischen Kirche siehe auch Sp. 1164.

Einzelne Landeskirchen

In Berlin wurde am 2. Dezember der Gottesdienst des der Bekenntnisfront angehörigen Pfarrers von Rabenau so gestört, daß er seine Predigt nicht halten konnte.

Das Rheinische Konsistorium ernannte Pastor Theine zum Kommissar für die reformierte Gemeinde Cronenberg, deren Presbyterium nur die Bekenntnissynode als rechtmäßige Leitung der DEK anerkannt hatte. Das Presbyterium erklärte die Einsetzung des Kommissars für verfassungswidrig und unwirksam. Rf KZ 47

Die reformierten Synoden von Westfalen und Lippe haben sich zu einem Reformierten Konvent Westfalen-Lippe auf Grundlage der Rheinisch-Westfälischen Kirchenordnung, der Richtlinien des Reformierten Kirchenausschusses und der Barmer Erklärung unter Ablehnung des Bischofsamtes zusammengeschlossen. Rf KZ 47

Der hannoversche Landesbischof bildete eine vorläufige Kirchenregierung, die aus ihm und vier von ihm berufenen Gliedern des Landeskirchenrats besteht und alle Befugnisse des Landeskirchentags, Landeskirchenausschusses und Kirchensenats übernimmt. Der Landeskirchentag wurde aufgelöst, um die Bahn freizumachen für eine neue Vertretung, die in ihrer Zusammensetzung und Arbeitsweise sich vom veralteten politischen Parlamentarismus freimachen und nicht bloß eine beratende sein solle. ED 46

Nach Beurlaubung der beiden Vizepräsidenten des Landeskirchenamts in Hannover versuchten diese trotzdem mit drei Herren vom Kirchensenat gewaltsam in das Amt einzudringen, wobei Oberkirchenrat Niemann blutig geschlagen wurde. JK 22

Gesetzblatt der bayrischen Landeskirche vom 7. November: „Die Anordnungen der vom 11. Oktober bis 1. November tätig gewesenen Kommissare entbehren der gesetzlichen Grundlage; aus ihnen entsteht keinerlei öffentlich-rechtliche oder bürgerlich-rechtliche Gültigkeit." JK 22

Landesbischof Coch in Sachsen hat sich als Gauleiter der Deutschen Christen, wie er in einem Aufruf mitteilt, „bis heute noch nicht der Reichsleitung der Deutschen Christen in Berlin unterstellt". Er plante für den 1. Advent mit allen seinen Superintendenten, auch den suspendierten, das Abendmahl zu feiern. Der Führer der Bekenntnisgemeinschaft, Superintendent Hahn, lehnte die Beteiligung ab, um nicht das Abendmahl zu einem Mittel kirchenpolitischer Taktik zu machen, verabredete aber mit dem Landesbischof einen bis zum 1. Advent befristeten Burgfrieden.

Die Neuregelung des kirchlichen Pressewesens in Sachsen (CW 20, Sp. 948) hat nach „Völk. Beobachter" 313 die an sich schon nicht günstige Lage des graphischen Gewerbes in Sachsen noch weiter verschlechtert und viele kinderreiche graphische Arbeiter um ihren Verdienst gebracht. Die Abonnentenziffer ist ent-

gegen den Erwartungen gesunken, da das neue, von einer Zentrale kommende Blatt nicht die Bodenständigkeit der früheren Gemeindeblätter haben kann.

Am 11. November fuhren 450 Studenten von Tübingen im Sonderzug nach Stuttgart zur Predigt D. Wurms. Nach dem Gottesdienst versicherte ihr Redner den Landesbischof der Treue der theologischen Jugend.

Die thüringischen Kandidaten müssen bei der Meldung zum Examen nachweisen, daß sie eine Vorlesung über Sprechkunde und Vortragskunst besucht oder mindestens ein Semester an sprachtechnischen Uebungen teilgenommen haben. ED 46

In Thüringen ist auch der Volkstrauertag als geschlossener Tag für Trauungen erklärt worden. ED 47

In Jena haben einige Studenten ein „Deutsches Christenvolk" begründet, mit dem die „Kirchenbewegung der Deutschen Christen" nach einer Mitteilung des Leiters der Reichsgemeinde, Leffler, nichts zu tun hat und haben will. Fr V 21

Die „Freie Volkskirche" geht am 1. Januar in den Verlag Leopold Klotz über und erscheint in verstärktem Umfange; Preis 2 M. vierteljährlich.

In Hessen-Darmstadt fordert die Freie volkskirchliche Vereinigung Beilegung des Kirchenstreits unter Wahrung der Gerechtigkeit, Mitverantwortung der Gemeinde und Rücktritt der jetzigen Kirchenleitung.

Katholische Kirche

Nach päpstlicher Anordnung darf der Film, der die Festlichkeiten des Heiligen Jahrs darstellt, nicht in Räumen vorgeführt werden, in denen auch unmoralische Filme gezeigt worden sind. FZ 690/1

In Rom fand ein internationaler katholischer Rechtskongreß unter Mitwirkung hervorragender Kirchenrechtslehrer statt.

Andere Glaubensgemeinschaften

Das Sondergericht in Halle verurteilte sechs Mitglieder des „Bundes der Zeugen Jehovahs", der eine Fortsetzung der verbotenen Ernsten Bibelforscher sei, zu je drei Monaten Gefängnis. FZ 600/1

Der Redner der Deutschen Glaubensgemeinschaft, Orlowski, ist für kurze Zeit verhaftet worden, weil er das Christentum einen „jüdischen Minderwertigkeitskomplex" genannt hat. ED 46

Arthur Dinter veröffentlicht in seiner Zeitschrift „Die deutsche Volkskirche" (November) Leitsätze und einen Verfassungsentwurf für eine von allem Jüdischen (auch von Paulus) freie, auf arisch-heldischer Heilandslehre aufgebaute deutsche Volkskirche.

Ausland

In Oesterreich ist einheitliche Organisation der Jugend geplant. Die körperliche, sportliche, geistige und politische Erziehung wird den vom Staate eingesetzten Stellen übertragen werden. Die seelische und sittlich-religiöse Erziehung dagegen wird den geistlichen Faktoren überwiesen, die von der katholischen Kirche hierzu bestellt werden.

In Salzburg sind acht in diesem Jahre zur evangelischen Kirche übergetretene Katholiken verhaftet und zu sechs Wochen Arrest verurteilt worden, weil sie durch ihren Uebertritt ein politisches Demonstrationsverhalten an den Tag gelegt hätten. PZ 62

In das neue Gesangbuch der schwedischen Kirche sollen die Kirchenlieder Söderbloms aufgenommen werden. ED 46

Generalsuperintendent a. D. Otto Dibelius wurde von der Olaus-Petri-Stiftung mit Einverständnis des Auswärtigen Amtes eingeladen, Gastvorlesungen an der Universität Upsala über „Germanisches Christentum im Mittelalter" zu halten

Albert Schweitzer hat im Oktober die Hibbert Lectures in London und Oxford und die Clifford Lectures in Edinburgh gehalten. Rf KZ 47

Die 600 000 Mitglieder zählenden Gereformeerden Kerken in Holland haben 52 % der gesamten Gemeindejugend in ihren Vereinen gesammelt: 24 315 in den Jungmänner-, 20 388 in den Mädchenvereinen, 6684 Mädchen vom 12. bis 16. Jahre. Die Jugendvereine haben in den letzten drei Jahren um 15 % zugenommen. Rf KZ 47

Im Staate Chihuahua in Mexiko ist die Amtierungserlaubnis für sämtliche Geistliche, katholische wie evangelische, zurückgezogen, so daß keine Gottesdienste mehr stattfinden können. Gegen den (auf amerikanischem Boden befindlichen) päpstlichen Legaten ist ein Haftbefehl erlassen worden. FZ 598/9 ED 46

Von Personen

Ernannt: Lajos Janossy, Pfarrer in Révkoméran, zum Professor für praktische Theologie in Sopron; Stadtpfarrer Greifenstein in Nürnberg und Dekan Henne'mann in Kulmbach zu Oberkirchenräten in München. Gewählt: Professor Martin Grabmann in München zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Berlin. Promoviert: Archivar i. R. Joseph Müller in Herrnhut zum D. von Prag. In den Ruhestand trat Oberkirchenrat Baum in München. Pfarrer D. Schäfer in Remscheid ist vom Vorsitz im rheinischen, preußischen und deutschen Pfarrerverein zurückgetreten. Gestorben: Kirchenrat Julius Schiller in Nürnberg, Kardinalstaatssekretär a. D. Pietro Gasparri in Rom, Professor Hugo Rüdel, Leiter des Berliner Domchors. E St

Verschiedenes

Deutsche evangelische Kirche. Die, wie Sp. 1112 gemeldet, vertagten Beratungen des altpreußischen Kirchensenats und der mit der Reichskirchenregierung zusammenarbeitenden Landeskirchenführer haben inzwischen stattgefunden. Für den Fall, daß Reichsbischof Müller entsprechend der Verfassung vom 11. Juli 1933 ein neues Geistliches Ministerium bilden sollte, haben D. Marahrens und andere Kirchenführer ihm mitgeteilt, daß sie ein jetzt auf dem Boden formeller Rechtmäßigkeit berufenes Ministerium nicht anerkennen würden, nachdem ein Jahr lang ständig von der Reichskirchenregierung das Recht verletzt worden sei. In der altpreußischen Kirche ist Dr. Werner wieder als Präsident des Oberkirchenrats tätig. In Westfalen trat D. Koch wieder in sein Amt als Synodalpräses; er hat den Provinzialkirchenrat einberufen und teilt im kirchlichen Amtsblatt mit, daß die aufgelösten Presbyterien wieder in ihre Rechte eingesetzt seien.

Verhandlungen zwischen den streitenden Gruppen über wirkliche Befriedung der Kirche haben, soweit bekannt, noch kein Ergebnis gehabt. Die Vorwürfe, die der Reichsminister des Innern in Wiesbaden gegen die in der Kirche Streitenden erhob (s. Sp. 1161), sind so schwer, daß man annehmen darf, das Material, das ihm Anlaß dazu gab, werde bald bekanntgegeben werden. Gerade noch am Tage vorher haben D. Marahrens und seine Mitarbeiter erklärt: „Die Kirche enthält sich jeder politischen Einmischung. Mit Ernst lehnen wir es ab, die Kirche zur Zufluchtsstätte politisch unzufriedener Menschen werden zu lassen."

Viele werden die Not dieses Kirchenstreits auch in den Weihnachtstagen nicht vergessen können. Und darf man über dem Frieden des Hauses, der äußeren Stille weihnachtlicher Tage und dem Glück der Kinder, vergessen, wie es um unsre kirchliche Gemeinschaft steht? Vergessen nicht. Aber dankbar soll Jeder von uns für alles sein, was ihm an Licht und Freude, an häuslichem und innerem Frieden in diesen Tagen geschenkt ist, und wir sollen die suchen und denen helfen, die in besonderem Leid stehen. Wenn wir hoffen und tätig lieben, wird man etwas von der Kraft des Glaubens spüren, der zur Not sein Dennoch spricht, und etwas von der Freude, die dem Jünger Jesu Niemand nehmen kann.

8. 12. M

Zum Jahresende

In Ebba Paulis „Eremit" (s. Sp. 1153) wird erzählt, wie der Einsiedler in seiner Todesstunde den um ihn versammelten Dorfbewohnern folgendes sagt:

Wenn die Leute offen und ehrlich ihres Herzens Glauben bekennen sollten, so würden die Meisten von ihnen so sagen: „Ich glaube an die Sorge und das Leid, an der Sünde und des Teufels Macht, an alles Dunkle und Schlechte im Leben und zuletzt an den Tod." Und dann würden sie schweigen und nichts mehr sagen. Denn dieser ihr Glaube ist so stark und füllt ihr Herz so ganz, daß da kein Platz mehr ist für einen Glauben ans Licht und an das Gute, und am allerwenigsten für einen lebendigen Glauben an Gott. Ist es da verwunderlich, wenn der Menschen Leben ein Leben ist in Furcht und Dunkel? ... So soll es bei euch nicht sein! ...

Und nun spricht er sein und seiner Freunde, hart arbeitender Landleute, schlichtes christliches Bekenntnis aus:

Wir glauben an Dich, Gott, und wir glauben, daß unser Herr und Meister uns über Dich belehrt hat. Wir glauben an Deine Liebe und Barmherzigkeit, die war, die ist und die sein wird, neu jeden Tag und für jeden Menschen. Wir glauben an Deine Macht, der nichts widerstehen kann. Wir glauben an Deinen guten und gnädigen Willen, der uns erlöst und befreit, jeden Tag und jeden Augenblick. Wir glauben an ein Leben in Dir, und wir glauben, daß dies Leben Frieden und Kraft und Liebe und Freude ist. Wir glauben, daß dieses Leben das ewige Leben ist, und daß wir an ihm teilhaben. Lehre uns diesen unseren Glauben mit unseren Taten verkünden, heute, und jeden Tag, bis zu unserem letzten Tag.

Verantwortlich: Professor D. H. Mulert, Kiel, Feldstr. 120

Unverlangten Manuskripten ist, falls Rücksendung gewünscht wird, Porto beizufügen. Eine Gewähr kann nicht übernommen werden.
Monatlich zwei Nummern — Im Inland vierteljährlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland vierteljährlich fünf Mark, im Auslande fünf Mark plus Porto nach dem jeweiligen Posttarif. Einzelpreis der Nummer 90 Pf. — Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Hauser, Gotha — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile 12 Pf., größere Anzeigen nach Tarif — D. A. 2600 III. Vj. 34 — Postscheckkonto Erfurt 4754
Für Schweizer Bezieher: Postscheck Zürich Nr. VIII 12267 — Leopold Klotz Verlag, Gotha

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des Verlag Neu-Sonnefelder Jugend, Heppenheim/Bergstraße, bei. Um freundliche Beachtung wird gebeten!

„Eine klare, schlichte und überzeugende Rechtfertigung der deutschen Missionstat."

Mission und Unterricht

★

Das Buch der deutschen Weltmission

In Verbindung mit den evangelischen Missionsgesellschaften herausgegeben von

Prof. D. Dr. Julius Richter, Berlin

Mit Literatur-Anhang von Professor Martin Schlunk, Tübingen. 340 Seiten Großformat und 138 Bilder auf Kunstdruckpapier. In Leinen gebunden **7.50** Mark

„Will allen deutschen evangelischen Christen zu Gemüte führen, was es um die deutsche Weltmission ist. Richters Name bürgt für Zuverlässigkeit und Lebendigkeit der Darstellung."

Ev. Gemeindeblatt, Königsberg

„Das ist ein Buch, das jeder Missionsfreund besitzen müßte. Ich kann unsere Freunde nur auffordern, dies Buch zu kaufen, zu verschenken und eifrig zu lesen."

Nachrichten aus der Bethel-Mission

„Sehr gediegen ausgestattet . . . sehr gründliche und dennoch kurzgefaßte Beiträge . . . Es sollte in Missionskreisen das Weihnachtsgeschenk sein. Für die Pfarrerbibliothek schon mit Rücksicht auf den Konfirmandenunterricht sehr zu empfehlen. Aus demselben Grunde wünschten wir es in recht vielen Schülerbibliotheken."

Mission und Pfarramt

„In farbigen Bildern aus den Federn der ersten Sachkenner treten die Arbeitsweise, die Erfolge, die Hindernisse, die Aufgaben, die Leiden und Freuden der Mission, die Verschiedenartigkeit im Denken und Leben der Völker vor unser Auge. Es fehlt kein Zweig evangelischer Missionsarbeit. Es gibt in seiner erfreulichen Zusammenarbeit von wissenschaftlicher Sorgfalt und farbiger Darstellung den besten Einblick in den Stand der Mission." Berliner Missionsberichte

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

„Das bedeutendste Buch im evangelischen Schrifttum dieses Jahres."

Evang. Bücherdienst

★

Der Graf und die Brüder

Die Geschichte einer Gemeinschaft

von

Stephan Hirzel

367 Seiten in Leinen **nur 4.80** Mark

„So sollte der historische Roman vorgehen, der fest auf den Tatsachen und ihren gesichteten Urkunden gründet, die Wahrheit der Geschichte nicht in Liebe oder Haß vergewaltigt, aber den Staub von den Dingen und Menschen bläst, die Langeweile sorgsam meidet und mit feiner List in durchscheinender Deutlichkeit den Menschen von heute erreicht. Was die geniale Selma Lagerlöf mit ihrem papierenen Lebensbilde des tapferen finnischen Volksmannes Zacharias Topelius so gar nicht gekonnt hat, das erblüht hier schönstens zum freien Kunstwerk. Belichtung und Beschattung ergeben das Urteil, die Formgebung zeigt den Meister, die Seelenreife wirkt bereichernd." Die Literatur

„Wie aus unserer Zeit . . . ganz prächtig lebhaft und mit einem fröhlichen Humor . . . keine Spur von Weichlichkeit und Frömmelei, das Große und Starke kommt zu seinem Recht . . . liest sich wie ein Roman und ist doch echte und saubere Geschichtsschreibung."

Mut und Kraft

„Gerade für uns heute wichtig, an diesem Beispiel mitzuerleben, wie sich vom Evangelium her Kirche aufbaut und erneuert." Berliner Ev. Sonntagsblatt

„Ausgezeichnete Kenntnis der geistigen Gesamtsituation des 18. Jahrh. . . . . Stil des Buches außergewöhnlich lebendig . . . kein biographischer Roman aber auch keine trockene Lebensbeschreibung . . . Aufgabe in derselben Art erledigt, wie Stickelberger es bei seinem Calvinbuch versucht hat." Reform. Kirchenzeitung

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Soeben erscheint:

Orient und Occident. Staat – Gesellschaft – Kirche.
In Verbindung mit Nicolai Berdjajew u. Erwin Reisner u. einer Arbeitsgemeinschaft von Deutschen u. Russen herausgegeben von
Fritz Lieb

Heft 17:

Die eurasische Frage

Aus dem Inhalt:

N. N. Alexejew, Die Geschichte und der heutige Zustand der eurasischen Bewegung.

Fürst N. Trubetzkoy, Die Ideokratie als Gesellschaftsordnung der nächsten Zukunft nach der Lehre der Eurasier.

P. Savitzkij, Die geographischen und geopolitischen Grundlagen des Eurasiertums.

N. N. Alexejew, Die geistigen Voraussetzungen der eurasischen Kultur.

A. V. Issatschenko, Der eurasische Sprachbund.

N. Berdjajew, Zur Kritik des Eurasiertums.

L. Schestow, Martin Bubers „Zwiesprache".

F. Höntzsch, Die Tragödie Rußlands im Lichte des postrevolutionären Bewußtseins.

Preis des 17. Heftes ..... RM 2.–

Prospekt (P. 1001) mit Übersicht über den Inhalt der früheren OrOc-Hefte steht zur Verfügung.

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig C 1

Die Weihnachtshirten

Erzählungen von Otto Bruder

Buchschmuck von Wilhelm Kaufmann, Salzburg

RM –.90

„. . . und es waren Hirten in derselben Gegend auf dem Felde" – wo immer das alte Weihnachtsevangelium erklingt, werden auch die Hirten dastehen als Gleichnis und Vorbild aller Menschen, die in ihrer Armut gewürdigt werden, die frohe Botschaft von der Ankunft des Heilands zu vernehmen und demütig und einfältig ihr Glauben zu schenken. Otto Bruder ruft ein paar dieser Hirten zusammen – nicht aus fern vergangenen Zeiten, sondern aus unserer Gegenwart.

Schlicht und tief eindringlich wird uns in sechs kurzen Geschichten erzählt, wie diese Hirten alle ein Wort der frohen Botschaft empfangen, behalten und weitergeben dürfen. Es wird so erzählt, daß etwas von dem überirdischen Licht und der unendlichen Freude, die in der Heilandsgeburt für uns beschlossen sind, unmittelbar auf uns zukommt. Und wir erkennen: aller Glaube, alles Leben mit Gott beginnt und endet hier, da der Mensch den Hirten gleich ist und nichts hat in sich selbst, sondern alles empfängt aus der göttlichen Gnadenfülle.

CHR. KAISER VERLAG / MÜNCHEN 13

Veröffentlichungen für Freunde der Gruppenbewegung

*

Zu der Weihnachtsgeschichte von

Paul Jaeger: „Aller Wegen . . ."

in diesem Heft!

Was ist die Oxford-Gruppe?

Von dem Laien mit einem Notizbuch

4. und 5. Tausend. Mk. 2.–, in Leinen Mk. 3.–

Ein seltenes, eigenartiges Buch! Es packt den Leser innerlich stark an. Die christlichen Wahrheiten, die der ungenannte Verfasser in Übereinstimmung mit der Gruppenbewegung niederlegt, sind mehr als fromme Gedanken. Trotz der nüchternen, realen Ausdrucksweise oder gerade deswegen spürt man in den Blättern stark die Kraft des Heiligen Geistes.

Nur für Sünder

Von **A. J. Russell.** Deutsche Übersetzung von „For Sinners only"

8.–12. Tausend. Mk. 5.–, in Leinen Mk. 6.–

„. . . so daß ein deutsches Buch daraus wurde, das auch bei uns ernsten und redlich suchenden Christen wertvolle Anregungen und Anstöße zu geben vermag, die in ihnen Ewigkeitsfrüchte schaffen. Möchte diese Stimme auch bei uns ein lebhaftes Echo finden!" Der Reichsbote

Die Erneuerung des Glaubens und der Gemeinschaft

Von Prof. Dr. **Theophil Spoerri. 3. und 4. Tausend.** Mk. –.60

Hier spricht der angesehene Romanist an der Zürcher Universität aus eigenem Erleben von den Kraftquellen wirklicher Glaubenserneuerung.

Unter Gottes Führung

Zeugnisse religiöser Erneuerung moderner Menschen

herausgegeben von **Justus Ferdinand Laun**

17.–20. Tausend. Volksausgabe Mk. 1.80, Leinen-Geschenkausgabe Mk. 4.–

„Dieses Buch wird ganz gewiß immer wieder vielen Suchenden oder Müdgewordenen Antwort und neue Kraft geben können. Es führt wirklich ohne Umwege zu Christus hin." Wort und Tat

Gebet und Tat

Zehn Predigten über das Vaterunser

von **Justus Ferdinand Laun. 4. und 5. Tausend.** Mk. 1.80

Das Büchlein zeigt die Grundgedanken der Gruppenbewegung in der kirchlichen Verkündung.

„Es war mir für mein inneres Leben höchst erforderlich und gewinnbringend, dieselben Gebetsworte, die so oft über unser aller Lippen gehen, gleichsam unter der Anleitung des Verfassers mir vor Augen zu halten und darauf anzusehen, welche Richtlinien für das Verhalten gegen Gott und gegen die Menschen sie enthalten." Pfr. Fischer im „Ev. Gemeindeblatt f. Stuttgart"

Vom „Dicken Ich" und seiner Hingabe

Zwei Briefe und ein Zwiegespräch

Von **W. J. Oehler. 6.–8. Tausend.** Mk. 1.–

„Es ist alles so echt und nüchtern und meiner Ansicht nach auch so unausweichlich an die Bibel gebunden, daß ich persönlich nur von dieser Art lernen möchte. Ich möchte nachdrücklich auf diese Bewegung und ihre Schriften unsere Kreise hinweisen." Gustav Kertz i. „Schwert-Kreuz" (Bund deutsch. Bibelkreise)

Wir Pharisäer

Von den Sünden der „Frommen"

Von **W. J. Oehler. 5. und 6. Tausend.** Mk. –.80

Aus dem Vorwort: Dieses Heftchen habe ich für mich und meinesgleichen geschrieben, weil es mir eines Tages aufgestiegen ist: „Wie schwer werden die Reichen, vor allem die geistlich Reichen, ins Reich Gottes kommen!" Ein Glück, daß Jesus hinzufügt: „Zwar bei den Menschen ist's unmöglich, doch bei Gott sind alle Dinge möglich." Aber sicher wird es nur dann möglich, wenn wir „Reichen", das heißt wir „Frommen", anfangen unsere Sünden erkennen, bekennen, hassen, lassen und versuchen, sie wieder gutzumachen.

Ermatinger Tagebuch

Stimmen zur Gruppenbewegung in Deutschland und in der Schweiz

August 1932. Mit 3 Bildern aus Ermatingen. **11.–13. Tausend.** Mk. 1.60

„Wer die von Oxford ausgehende religiöse Bewegung aus Zeugnissen der in einem Dorf am Bodensee tagenden Gesellschaft von Kaufleuten, Lehrern, Pfarrern und Arbeitern, feinen Damen und Mädchen von der Dorfstraße kennenlernen will, der greife zu diesem Büchlein. Die darin sprechenden, ihre Verirrungen und ihren jetzt gewonnenen Glauben freimütig bekennenden Personen machen einen nachhaltigen Eindruck auf jeden unbefangenen Leser." Deutsches Pfarrblatt

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Das Buch der deutschen Weihnacht:

Das deutsche Weihnachtsbüchlein

Herausgegeben von Leopold Klotz
Vierte Auflage. Kartoniert RM. 1.80

„Die Unvergänglichkeit des tieferen Sinnes deutscher Weihnacht ist in dieser kleinen Blütenlese aus dem Schaffen deutscher Dichter glücklich gewahrt. Ein Buch der Innerlichkeit, ohne alle moderne Aufregung. Einmal im Jahre wirklich Friede in unserer Seele!" Deutsche Zeitung

Vom alten Weihnachtsbrauchtum:

Jul Weihnachtsgeschenke und Weihnachtsbaum

von Lily Weiser. Preis RM. 1.35

Diese volkskundliche Untersuchung befaßt sich in gründlicher Weise mit der Geschichte der deutschen Weihnacht und der Weihnachtsgebräuche und wird Wissenschaftlern wie Laien gleich wertvoll sein.

LEOPOLD KLOTZ VERLAG / GOTHA

Evang. Diakonieverein E. V.

2500 Schwestern 270 Arbeitsfelder

Krankenpflege, Wirtschaft und Anstalts-Erziehungsarbeit, Säuglings- und Kinderkrankenpflege / Unentgeltliche Ausbildung für evang. junge Mädchen. Mit und ohne staatliche Prüfung. Ausbildungsstätten in allen Teilen Deutschlands. Keine Verpflichtung für die Zukunft. Ruhegehalt f. Alter u. Invalidität. **Vorbedingung:** Lyzeums- bzw. Mittelschulabschluß, gründl. hauswirtsch. Kenntnisse. Eintrittsalter 19-30 Jahre.

Hauswirtschaftliche Vorschulen im Heimathaus Berlin-Zehlendorf und im Diakonieseminar Stettin mit ½jähriger Ausbildungszeit. Bei Bewährung kann danach Einstellung in einem Diakonieseminar zur weiteren Ausbildung auf einem der obengenannten Gebiete erfolgen.

Ev. Fröbelseminar Kassel, Lessingstraße 5. **Sozialpädag. Seminar. Hausmutterschule** (Hauswirtschaftl. Vorstufe 1 J., für Abiturienten ½ J.). **Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnen-Kursus** 2 J., für Abiturienten verkürzter Lehrgang 1 J. **Jugendleiterinnenkursus** 1 J.

Staatlich anerkannte hauswirtschaftliche Frauenschule (Töchterheim am Brasselsberg), Kassel-Wilhelmshöhe, Wiederholdstraße 20.

Prospekte und nähere Auskunft durch den Evangelischen Diakonieverein

Berlin-Zehlendorf, Glockenstraße 8.

An der **St.-Petri-Domkirche in Bremen**
ist eine zum 1. April 1935 durch Emeritierung freiwerdende

Stelle eines Predigers

zu besetzen. Gesuche von Bewerbern, die möglichst das 40. Lebensjahr nicht überschritten haben, werden bis **zum 15. Januar 1935** an den verwaltenden **Bauherrn der St.-Petri-Domkirche in Bremen,** Dombüro, Sandstr. 10/12, erbeten unter Beifügung eines Lebenslaufs mit Lichtbild, der beiden theologischen Prüfungszeugnisse und etwaiger Druckschriften, Predigten usw. — Die Besoldungs- und Wohnungsbedingungen können vom Dombüro angefordert werden.

Pulok darf nicht fehlen!

Fragen Sie bei Ihrer Buch-, Schreib- oder Spielwarenhandlung nach den neuen Spielen

Sag nix über 1.50 **Pulok** 1.50 **Kreuzwort-** 2.— **Pulok** 2.—

Fabelhaft unterhaltende neue Spielweise. - Keine Würfel! 51.–60. Tausend

Steinkopf, Stuttgart W

Für unsere 18jährige Tochter suchen wir eine

Haustochterstelle

zu Kindern (städt. Haushalt, nicht Pfarrhaus). Mittlere Reife, musikalisch, hauswirtschaftlich, auch im Nähen und Kleidernähen, gut vorgebildet. Kleines Taschengeld erwünscht, nicht Bedingung. Eintritt baldigst.

Frau Stadtpfarrer Voelter
Tübingen, Lustnauer Allee 71

Werbt für die Christliche Welt

Probehefte auf Verlangen gern kostenlos, auch direkt an aufgegebene Adressen.

Durchbruch!

Worte für ein Jahr

Leopold Klotz Verlag in Gotha

Besonders geeignet als

Weihnachts- und Neujahrsgruß

im Freundeskreise

*

Preis einzeln 40 Pfg.

10 Stück je nur 35 Pfg., 20 Stück je 30 Pfg.

Einband-Decken

für den 48. Jahrgang der

Christlichen Welt

Hleinen M. 1.50 zuzügl. 40 Pfg. Porto. Etwa fehlende Hefte statt 90 Pfg. **für nur 50 Pfg.**

Erst der gebundene Jahrgang mit seinem sorgfältig gearbeiteten und vielseitig ausgestalteten Register ist stets zu Ihrem Dienst bereit!

Leopold Klotz Verlag / Gotha

Achtung! Preissenkung!

Ab 1. Januar 1935 kostet

Die Christliche Welt

nur noch 4.50 RM.

vierteljährlich

Schriftleitung und Verlag danken allen Lesern für die bewiesene Treue und bitten, auf diese erleichterte Bezugsmöglichkeit in ihren Kreisen hinzuweisen.

Der Verlag schickt gern unberechnete Probehefte an ihm gemeldete Anschriften.

Freunde schenken ihren Bekannten **ein Vierteljahrs-Abonnement zum Fest!**

LEOPOLD KLOTZ VERLAG GOTHA

Der Lebensweg Jesu

Bildkarte des Heiligen Landes nach den vier Evangelien gezeichnet von Willi Harwerth

In zweijähriger mühevoller und liebevoller Arbeit hat Willi Harwerth etwas ganz Einzigartiges geschaffen: eine Landkarte, die 105 Szenen aus dem Leben Jesu, an dem Orte, wo sie geschehen sind, bildlich darstellt. Die Karte umfaßt Palästina von Cäsarea Philippi bis Bethlehem und bringt in diesem Raum 106 figürliche Szenen. Die einzelnen Gruppen sind mit Nummern versehen; eine Tabelle in der oberen linken Ecke gibt den Schlüssel. Der siebenfarbige Buntdruck steigert die Klarheit der schwarzen Umrisse zu erstaunlich plastischer Lebendigkeit. Die Karte hat bei Eltern und Erziehern herzliche Begeisterung ausgelöst.

Einige Urteile über die Bildkarte „Der Lebensweg Jesu"

„. . . Wir lesen das Leben Jesu nach den Bildern dieser Karte. Das hat den Vorteil, daß die Kinder das gelesene Wort ein Stück weit begreifen. Das Bild hilft viel zum Verstehen und zum Einprägen. Wir müssen von Herzen dankbar sein für diese neue ‚Evangelienharmonie'. Sie vermag viel dazu beizutragen, daß das Evangelium wieder fest wurzelt im Herzen der Jugend. Die Kinder lernen auf ihr spielend und gründlich die Geschichte Jesu kennen, und ganz organisch verbinden sie die Geschehnisse mit den dazugehörigen Örtlichkeiten." Rundfunk Basel

„Sie ist eines der wertvollsten Hilfsmittel für den Unterricht in biblischer Geschichte, das ich kenne, und sollte in keinem Schulzimmer fehlen. Bei meinen Schülern hat sie größte Freude und lebendiges Interesse ausgelöst." Schweizer. Evangelische Schulzeitung

Größe 80×120 cm — Ausgabe A (schwarz mit Koloriervorlage): Mk. 2.20 — Ausgabe B (in siebenfarbigem Buntdruck): Mk. 4.80 — Ausgabe C (wie Ausgabe B, jedoch auf schönem Nessel aufgezogen, mit Rundstäben, Ösen und Kordel versehen): Mk. 9.50 — Dazu jeweils Verpackung und Porto.

Der Bärenreiter-Verlag zu Kassel

Soeben ist erschienen:

Prof. Lic.

Otto Stroh

Christlicher oder deutschreligiöser Gottesglaube?

(Aus „Kirche im Angriff", Heft 2)

Wir haben es hier mit einer ungemein objektiven Schrift zu tun, die den Behauptungen Rosenbergs (in seinem Buche „Der Mythus des 20. Jahrhunderts") nachspürt und dabei zur Aufdeckung einer Reihe ganz erheblicher Fehlmeinungen kommt.

Die wissenschaftliche Gründigkeit gibt den Ausführungen bedeutsamen Nachdruck. Diese Schrift wagen wir für die beste evangelische Schrift des Jahres 1934 zu erklären.

„Der Evangelische Schulfreund", November 1934

Preis 80 Pfennige

Verlag C. Ludwig Ungelenk, Dresden-A. 27

Auf vielseitiges Verlangen haben wir aus dem vollständigen Klavierauszug des Bühnenwerkes „Frieden auf Erden" von Marx Möller einzeln herausgegeben:

Die heilige Weihnachtsgeschichte

St. Lukas 2, Vers 1–14

Von „Es begab sich aber . . ."
bis „. . . und den Menschen ein Wohlgefallen"
für eine mittlere Stimme

und ad libitum: Frauen- oder gemischten Schluß-Chor „Ehre sei Gott in der Höhe . . ." usw.

mit Klavier-, Harmonium- od. Orgelbegleitung

von

Ferdinand Hummel

opus 110 / Preis 3 RM.

Zu beziehen durch alle Musikalienhandlungen

Für Konzert, Kirche, Rundfunk und Haus

Für Weihnachtsfeiern, Kirchenkonzerte, zur häuslichen Erbauung usw.

(Chor- und Orchesterstimmen nach Vereinbarung)

„Harmonie"
Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst G.m.b.H.
Berlin-Halensee, Georg-Wilhelm-Straße 17